

Zeitschrift: Mir Fraue
Band: 65 (1983)
Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mir **Fraue** **Schweizer** **Frauenblatt**

Nr. 1 Januar 1983

65. Jahrgang

Fr. 3.—



PS
Pg 14338

SCHWEIZERISCHE LANDESBIBLIOTHEK
BIBLIOTHÈQUE NATIONALE SUISSE
BIBLIOTECA NAZIONALE SVIZZERA

**Ein Geschenk
für Neugierige**

Geschenk-Abonnement
für drei Ausgaben

**Schweizer Frauenblatt
mir Fraue**

Überreicht mit dem Wunsch,
damit eine Freude zu bereiten

Jede Präsidentin einer Frauenorganisation ist eingeladen, für die neuen Mitglieder eine Karte anzufordern.

Mit untenstehendem Coupon oder mit einer Postkarte können Sie – ohne Kostenfolge für Sie – solche Karten beim **Verlag Schweizer Frauenblatt/ Mir Fraue, Postfach, 8703 Erlenbach**, bestellen.

Senden Sie mir/uns für neue Mitglieder _____ Ex. Karten «Geschenk-Abonnement» für das Schweizer Frauenblatt/Mir Fraue.

Adresse: _____

Wie ein roter Faden



45. Wie Du. Zinn

Vorschau auf das Februar-Heft

Sekretärin quo vadis?
Schwesternberuf: Immer nur dienen?
Kritische Fragen an das BIGA
(Bundesamt für Industrie, Gewerbe
und Arbeit)
Attraktive Männerberufe für Frauen
Doktorieren mit fünfzig:
Hildegard Steuri
Hausmann meiner Frau zuliebe
Was läuft beim Job Sharing?
Die Zukunft hat bereits begonnen
(Computerberufe)

Die Mädchen lismeten Socken mitsamt komplizierten Fersen und lernten Kohl auf sechserlei Arten zubereiten, während die Burschen in dieser Zeit Algebra oder Fremdsprachen büffelten. Die Weichen für das zukünftige Rollenspiel: Frau gleich Hausfrau, Mann gleich Verdiener, waren damit gestellt.

Zwar gibt es immer noch in einigen Kantonen ein Gefälle zwischen den Stundenplänen von Burschen und Mädchen. Aber die Situation ist in nichts mehr mit jener vor zehn Jahren zu vergleichen. Landauf, landab zeichnen sich Veränderungen ab. Gleichberechtigung, auch in der Schule, ist zum Politikum geworden.

Genf dürfte heute in Sachen Ko-Edukation und gleichwertigem Schulpensum am fortschrittlichsten sein. Burschen können sich heute zum Kochen einschreiben und Mädchen zum Werken, ganz wie sie wollen. Und in der Calvinstadt sind die Frauen an der Universität sogar in der Überzahl.

Diese rasante Entwicklung ist um so erstaunlicher, als die föderalistische Schweiz sonst keinerlei gemeinsame Schullösungen zustandebringt. Der Schulsalat ist komplett. Kein einheitlicher Schuljahresbeginn, kein einheitliches Übertrittsalter in die Oberstufe. Nicht einmal die Schultypenbezeichnungen sind gleich. Eine Sekundarschule in Basel bedeutet etwas ganz anderes als jene in Bern. Was bei der traditionellen Schulkoordination unheilbar festgefahren scheint, ist dank dem Gleichberechtigungsartikel in der Bundesverfassung um so rascher in Fluss gekommen.

Der Fall der Bieler Boykotteusen, die sich vor zwei Jahren weigerten, den obligatorischen Hauswirtschaftsunterricht zu besuchen und vom Bieler Amtsgericht freigesprochen worden sind, zeigen die Veränderung ebenso an wie das Bundesgerichtsurteil von Lausanne, das jenen Eltern recht gab, die sich gegen die ungleiche Examen-Benotung von Burschen und Mädchen wehrten.

Inhaltsverzeichnis

Nr. 1 Januar 1983

64. Jahrgang

Erscheint jeweils Anfang Monat

Abonnementspreis:

Schweiz Fr. 36.-, Ausland Fr. 47.-

Redaktion:

Lys Wiedmer-Zingg

Postfach 9, 1580 Avenches

Tel. 037 75 15 91

Redaktionskommission:

Annette Högger-Hotz, Schweizerischer Bund abstinenter Frauen; Madeleine Kist-Gschwind, Verband Schweizerischer Hausfrauenvereine; Margaret Schmid, Schweizerischer Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen; Irène Thomann-Baur, Bund Schweizerischer Frauenorganisationen; Georgette Wachter-Pittet, Schweizerischer Verband für Frauenrechte.

Inserate, Abonnements

Börsig AG

Postfach

8703 Erlenbach ZH

Tel. 01 9108016

PC 80-3323

Zum Titelbild

Margrit Jäggli in hyperrealistischem Stil gemalten Spiegelbilder sind genaue Analysen einer Situation, eines Lebensalters, eines Problems. Wir stellen die interessante Künstlerin auf Seite 21 vor.

2 Kinder sind keine weissen Mäuse

Kassettengespräch mit Dr. h.c. Hans Wymann, Direktor des Pestalozzianums

6 Arme Laura und dumme Hausmaus

Zur Kontroverse um das Frauenbild in den Lesebüchern

8 Immer dieses Fernsehen

Eine neue Fernsehreihe will den Umgang mit den Medien lehren

9 Schule und Massenmedien

Konkurrenten oder Partner?

11 Du heiratest ja doch

Situationsberichte aus den Kantonen zum Thema Koedukation

13 Diskriminierung an den Hochschulen?

Studentinnen und Rollenkonflikt

15 Haustyrann Schulaufgaben

Interview mit dem Sekundarlehrer X

17 Maria Montessori und Les Buissonnets

Eine Schule ohne Stress, Zwang, Hausaufgaben und Zensuren

19 Das Konkubinat im Blickfeld

Gerda Stocker-Meyer fasst zusammen

21 Titelblatt: Babettlis Spiegelbild

Die Künstlerin Margrit Jäggli

22 Daria – unsere neue Cartoonistin

23 Bewegte Frauenszene Schweiz

25 Heidi nationals Rückblick

Die Seite des Bundes schweizerischer Berufs- und Geschäftsfrauen

26 Feminismus – Thema des Seminars vom 27. November 1982

Die Seite des schweizerischen Verbandes für Frauenrechte

27 Mit Konflikten leben

Die Seite des Verbandes schweizerischer Hausfrauenvereine

28 Informatik – China – Berufsbild

Die Seite des Bundes schweizerischer Frauenorganisationen

30 Tue Gutes – und sprich davon

Die Seite des schweizerischen Bundes abstinenter Frauen



In einem Exklusivgespräch gab Dr. Hans Wymann, Direktor des Pestalozzianums in Zürich, Antworten auf aktuelle Fragen: Wozu werden heute die jungen Leute von den Schulen erzogen? Genügt es, sie mit Leistung zur Tüchtigkeit zu drillen? «Kinder sind keine weissen Mäuse», zu lesen auf Seite 4.

Anna Kathrin Ulrich ist Verfasserin und Projektleiterin einer Reihe von neuen Lesebüchern, die dicht bezogen sind auf die Umwelt, in der wir leben.

Was sie zur armen Laura und zur dummen Hausmaus zu sagen hat, und vieles mehr, lesen sie auf Seite 6.



Sr. Valérie, die Ingebohl-Schwester, gibt bereits seit 50 Jahren Schule. In «Les Buissonnets» in Sierre leitet sie u.a. das moderne Sprachlabor. In dieser für die Schweiz einmaligen Schule wird nach den Methoden von Maria Montessori gelehrt, die vom Kind Selbstverantwortung verlangt. Siehe Seite 17

Es gibt praktisch keine weiblichen Cartoonistinnen in der Schweiz. Wir haben für das Schweizer Frauenblatt eine aufgetrieben: Daria, eine junge Frau mit unheimlich scharfer Beobachtungsgabe und echtem Mutterwitz. In Zukunft wird Daria in jeder Nummer ein aktuelles Thema unter ihre Feder nehmen. Das Stichwort heisst (frei nach Schiller): «Mutter ist's wahr?» Die erste Kostprobe finden Sie auf Seite 22.



Kinder sind keine weissen Mäuse

Kassettengespräch mit Dr. h.c. Hans Wymann, Direktor des Pestalozzianums in Zürich

«Körper, Geist, Gemüt, Kunsttalent finden Berücksichtigung, keine Anlage geht leer aus», so ergänzte Pestalozzi seine geniale Vorstellung der Volksschule, die er als Universität der Kindheit gewichtete, bei der es nicht nur auf Lesen, Rechnen, Schreiben allein ankommt, sondern auf die allgemeine Menschenbildung. «Auf dass beim Zögling nicht geschieden werde, was sein Schöpfer vereinigt hat.»

Die Gesellschaft ist im Umbruch. Die Schule ist im Umbruch. Von Pestalozzis visionären Vorstellungen hat das traditionelle Schulsystem eigentlich nur das Rationelle, das Rechnen, Lesen Schreiben übernommen. Dieser Einseitigkeit haben wir zwar grosse Werte zu verdanken. Unsere Zivilisation, von der wir alle profitieren, wäre ohne das Ausrichten auf Tüchtigkeit wohl kaum denkbar.

Aber das Unbehagen, dass das nicht alles sein kann, dass allein damit unsere Kinder die Zukunft nicht mehr bewältigen können, breitet sich immer mehr aus. Besonders bei den Frauen, den Müttern. In einem Kassettengespräch, aus dem ich alle Fragen weggeschnitten habe, stellt sich Dr. h.c. Hans Wymann, Direktor des Pestalozzianums in Zürich, diesen Problemen. Die Redaktion

Leistungsstress

Nach Meinung von Dr. Wymann sind sowohl ehrgeizige Lehrer als auch Eltern für den Leistungsdruck der Schüler verantwortlich.

Der Volksschule ist die Aufgabe überbunden, die Jugend auf das Leben vorzubereiten. Dazu gehört die Erarbeitung eines elementaren, sichern Wissens und Könnens. Beides bildet die Grundlage für die anschliessende berufliche Ausbildung, beides steht im Dienst der Sicherung der spätern Existenz. Jeder Lehrer weiss, wie sehr die Vermittlung des Lehrstoffes Zeit und Mühe bereitet; es sei nur daran erinnert, welcher Einsatz im Unterricht in der deutschen Sprache zur Erreichung verhältnismässig einfacher Ergebnisse erforderlich ist.

Die Leistungsfähigkeit der Schüler ist in den einzelnen Disziplinen und – dies wiederum aus verschiedenen Gründen – unterschiedlich gross. Die Schule versucht durch entsprechende Anforderungen diesen Fakten gerecht zu werden. Je nach dem kantonalen Schulsystem wird nach der 4., 5. oder 6. Primarklasse in leistungsdifferenzierten Zügen unterrichtet.

Es ist bezeichnend, dass vor allem in der Vorbereitungsphase auf die Oberstufe der Volksschule und dann zum zweiten Male vor dem Wechsel in hö-

here Schulen von Leistungsstress gesprochen wird, und zwar zu Recht. Vor allem eine wirtschaftliche Rezession, der Ehrgeiz der Eltern oder der Lehrer, das Sozialprestige und andere Umstände veranlassen, dass erhöhte Anforderungen und vielfach ein sehr unpädagogischer Drill einsetzen.

Pestalozzi sagte: Ein echter Lehrer greift nicht gewaltsam in den Entwicklungsgang des Kindes ein. Mit aller Vorsicht nährt und pflegt er dessen Anlagen und öffnet ihm immer weitere Spielräume. Werden die Lehrer jedoch nicht allzu oft nach der Anzahl der Schüler, die sie in den anspruchsvollsten Zweig der Oberstufe «bringen», beurteilt und nicht nach ihren unterrichtlichen und erzieherischen Fähigkeiten? Die Frage, wie der Übertritt erzwungen wird, bleibt dabei stets offen. In diesen Fällen setzt ein seelischer Druck ein, der zu den bekannten Angstzuständen, zu Minderwertigkeitsgefühlen, Schlaflosigkeit, ja sogar zum Entzug der Liebe der Eltern führt. Die realen geistigen Möglichkeiten und die gesunde seelische Entwicklung des Kindes werden geflissentlich nicht wahrgenommen. Die übersetzten Ziele sind es, die dann den viel zitierten und kritisierten Leistungsstress bewirken. Warum wird der Zuteilung eines Kindes zu einem Schulzweig, der ihm gemässe Anforderungen stellt, hartnäk-

kig Widerstand geleistet? Sicher besteht ein Grund darin, dass die Eltern, die Lehrer und die Schulpflegen über die beruflichen Möglichkeiten dieser Jugendlichen ungenügend oder gar nicht informiert sind. Es gilt jedoch hervorzuheben, dass Lehrstellen in verschiedensten Anforderungsstufen zur Verfügung stehen. Es ist leider unvermeidbar, dass bei einer Anzahl von Betrieben einzig der Name der zuvor besuchten Schule für die Einstellung eines Lehrlings massgebend ist oder übersteigerte Anforderungen erhoben werden; dem fortschrittlichen Arbeitgeber ist es jedoch bewusst – wie viele Zuschriften beweisen –, dass nicht allein die intellektuellen Fähigkeiten eines Jugendlichen, sondern auch seine Gesamtpersönlichkeit für die spätere Arbeit von massgebender Bedeutung sind. Leider wird in den entscheidenden Phasen der Schullaufbahn zu wenig erwogen, welches denn die Chancen derjenigen sind, die mit schlechten Zeugnissen die Volksschule abschliessen müssen, da sie stets überfordert waren.

Noch bedeutsamer ist jedoch, mit welcher Einstellung diese jungen Menschen, die viele Misserfolge erlitten, ihren nächsten, entscheidenden Lebensabschnitt, die Berufslehre, antreten werden. Eines der Hauptziele unserer Volksschule muss darin bestehen, für den Jugendlichen die Voraussetzungen zu schaffen, dass er mit Zuversicht, Selbstvertrauen, Freude und Arbeitsbereitschaft die Schule verlässt.

Autoritär oder antiautoritär?

In den letzten Jahren wurden viele Barrieren zwischen Lehrern und Schülern abgebaut.

Ein offenes Verhältnis, ein gutes persönliches Einvernehmen zwischen Lehrer und Schüler wird oft falsch beurteilt. Viele Lehrer – und dazu gehören auch viele junge Lehrer – besitzen ein echtes soziales Engagement; sie sind bestrebt, den Jugendlichen erzieherisch zu helfen und persönlichen Beistand zu leisten. Meine Erfahrungen zeigen, dass in dieser Beziehung in der Schule im Verlaufe weniger Jahrzehnte viele Barrieren abgebaut worden sind. Der Lehrer ist nicht mehr vorwiegend Respektperson, sondern ein Helfer, zu dem der Schüler persönliches Vertrauen besitzt. Dabei ist jedoch, um Missverständnissen vorzubeugen, gleichzei-

tig immer wieder darauf hinzuweisen, dass es trotzdem gilt, unterrichtliche Forderungen zu erfüllen. Ein guter Lehrer versteht es, die erzieherischen und stofflichen Ziele zu erreichen. Sein Verhältnis zu den Schülern wird ihm dazu die besten Voraussetzungen bieten.

Pestalozzi veraltet?

Immer öfter hört man die Frage, für welche Zukunft die Schule die Kinder heute erzieht.

Pestalozzi wollte «Kopf, Herz und Hand» des jungen Menschen fördern. Dieses Ziel konnte leider bis heute noch nicht in dem Ausmass erreicht werden, wie Pestalozzi es seinerzeit gewollt hat. Die Schule ist immer Ausdruck der Gesellschaft und des Zeitgeistes. Die Entwicklung der Naturwissenschaften, der Technik und der Industrie sowie der Glaube, Probleme unseres Lebens könnten allein auf rationale Weise gelöst werden, führten zu einer Schule, in der die reine Wissensvermittlung auch in den sog. Nebenfächern stark dominant wurde. Dabei sind lebensbezogene Themen, gemütsfördernde Fächer sowie der kreative, musische Bereich in den Hintergrund gedrängt worden. Eine bemerkenswert positive Entwicklung bahnt sich jedoch an. Auf allen Stufen wird die Einführung einer «Lebenskunde» diskutiert oder verwirklicht. Fragen aus dem Leben der Schüler werden aufgegriffen (z.B. «Ich bin ein Jugendlicher, wer bin ich?», «Wie bilden sich Meinungen?», «Unsere Freizeit» u.a.). Aber auch eine für die Volksschüler geeignete Musikkunde ist entwickelt worden, um dem Gesangsunterricht neue Impulse zu verleihen. Projekt für einen koeduzierten Hauswirtschaftsunterricht werden realisiert, der Unterricht in Werken und Gestalten wurde durch neue Programme zeitgemäss verbessert. Zur vermehrten Förderung der erwähnten Absichten und zu deren Verwirklichung ist eine Überprüfung zahlreicher anderer Stoffgebiete unerlässlich. Könnten wir nicht allmählich auf die Darstellung des 30jährigen Krieges verzichten? Wie viele Generationen müssen sich noch Kenntnisse über das «Pariser Becken» erwerben?

Schulaufgaben

Man kann in Sachen Schulaufgaben von einem eigentlichen Leidensdruck reden, der vor allem auf den Müttern lastet.

Sollen die Eltern helfen? Was ist falsch, wenn die Hausaufgaben zur Tyrannei für die ganze Familie aus-

wachsen? Grundsätzlich sollten m.E. die Schüler imstande sein, ihre Hausaufgaben selbst zu lösen. Die Eltern sollten lediglich hie und da kontrollieren, ob die Arbeiten erledigt worden sind. Wenn ein Kind mit den Hausaufgaben nicht mehr zurechtkommt, ist mit Hilfe des Lehrers eine Lösung zu suchen. Unter Umständen muss dieser im Unterricht nochmals auf einzelne Stoffbereiche eintreten oder dann abklären, was für Umstände sich hemmend auf die Hausarbeit auswirken. Vielfach sind die Ursachen im Elternhaus selbst zu suchen; vielleicht stehen ungenügende Räumlichkeiten zur Verfügung, eventuell ist das Einvernehmen zwischen dem Kind und den Eltern gestört oder das Kind sieht sich zu grossen Anforderungen gegenüber und resigniert, was wiederum zu Schwierigkeiten mit Vater und Mutter führen kann. Äusserungen wie «Du taugst nichts!», «Du bist nichts!» seitens der Eltern oder des Lehrers tragen bestimmt zu keiner Besserung bei. Ermutigung und positive Unterstützung sind viel bessere Helfer als eine stete Drohfingerringpädagogik.



In der Serie «Das soziale Erfahren» gibt das Pestalozzianum im April zum Thema «Jugend» ein lebens- und sozialkundliches Unterrichtsprojekt heraus. Titel: Ich bin vierzäni!

Nach Projektleiter Jacques Vontobel ist 14 das Lebensjahr, in welchem die Jugendlichen nicht mehr Kind und noch keine Erwachsenen sind. Ein entscheidendes Jahr, in welchem gewisse Weichen richtig gestellt werden müssen.

Wir kommen in der März-Ausgabe auf die hochinteressanten Denkanstösse zurück.

Schule im Jahr 2000

Es scheint so, als könnten Privatschulen neue Schulmodelle rascher entwickeln, als hinke die Volksschule hintendrein.

Die Erfahrung lehrt, dass sich die Volksschule langsam entwickelt. Revolutionäre Sprünge sind im demokratisch geordneten Schulwesen nicht möglich. Schulversuche werden mit grosser Sorgfalt geplant und durchgeführt. Dieses Vorgehen ergibt sich aus der Verantwortung dem Kinde gegenüber. Kinder sind keine weissen Mäuse, mit denen vielfältige und immer wieder neue Experimente gemacht werden dürfen.

Stets stellen sich der Schule neue Probleme; sie hat sich dem Wandel der Gesellschaft und der Umwelt anzupassen, es wäre völlig verfehlt, zu glauben, dass nun wegen der Schulorganisation und deren Dienstwegen Untätigkeit herrsche oder Impulse aus dem Ausland die zeitgemässe Förderung unserer Volksschule bestimmen würden. Wie bereits erwähnt, wird der Gegenwartsbezug und das Eingehen auf die Probleme und die Gedankenwelt unserer Jugend im Fach «Lebenskunde» besonders gefördert. Musische Bereiche, wie z.B. das Schultheater und die Musik, erfahren vermehrte Berücksichtigung. Unsere Kulturgüter in den Museen werden den Jugendlichen zugänglich gemacht. Ein 10. fakultatives Schuljahr soll die Berufswahl erleichtern helfen und die schulische Ausbildung ergänzen. Von den Entwicklungsarbeiten für einen koeduzierten Hauswirtschaftsunterricht war ebenfalls die Rede. Abschliessend sind ferner die interkantonalen Bemühungen zur Überprüfung der Situation an der Primarschule sowie die Bestrebungen zur Reform der Oberstufe (abteilungsübergreifende Versuche) zu nennen.

Die erzieherischen Bemühungen der Schule sind vor allem hinsichtlich der Gemeinschaftserziehung unserer Jugend durch Anwendung sozialer Unterrichtsformen weiter entwickelt und intensiviert worden. Aber auch die Gemeinschaft, die Lehrer, Elternhaus und Schulbehörden bilden müssen, bedarf einer vermehrten Beachtung. So ist im Pestalozzianum Zürich eine Beratungsstelle geschaffen worden, welche sich im besondern für die Verbesserung der Kontakte zwischen den drei Schulpartnern einsetzt. Die gemeinsamen Anstrengungen von Eltern, Lehrern und Schulbehörden ermöglichen, den Schulalltag unserer Kinder positiv zu gestalten. Wenn wir dieses Ziel mit vereinten Kräften anstreben, wird unsere Schule als «Schule des Volkes» auch in Zukunft lebendig bleiben.

Dr. h. c. H. Wymann

Arme Laura und dumme Hausmaus

«Ich bin oft allein zu Hause beim Aufgabenmachen. Meine Mutter arbeitet auswärts. Dann bin ich einsam und möchte, sie würde bei mir sitzen. Ich bin sehr traurig, wenn meine Mutter nicht da ist. Ich sehe sie so selten während des Tages. Wenn sie kocht und im Haus arbeitet, bin ich froh. Aber wenn sie wieder weggeht, möchte ich weinen.»

Mit einem Protestbrief an die Erziehungsdirektion hat im Mai 1982 der «Verein Aktiver Staatsbürgerinnen», Zürich, gegen zwei in einem neuen Lehrmittel enthaltenen Frauendarstellungen protestiert und gleichzeitig gefordert, dieses Lehrmittel (2.-Klasse-Lesebuch von der interkantonalen Lehrmittel-Zentrale) zurückzuziehen. Das zweite beanstandete Beispiel lautet so:

«Einmal wollte eine Frau Wäsche waschen und Kartoffeln kochen und die Küche putzen. Sie hat aber an etwas ganz anderes gedacht, und dabei hat sie den Eimer mit dem Putzwasser auf den Herd gestellt, und die Kartoffeln hat sie in die Waschmaschine geworfen, und das Waschpulver hat sie auf den Boden geschüttet. Dann hat sie gemerkt, dass alles falsch war ...»

Eine debile Hausfrau und eine berufstätige Mutter als neues Frauenbild in den Lesebüchern für Primarklässler? Nun, der Zürcher Regierungsrat stellte sich vor (oder hinter?) das angeklagte Lesebuch!

Die Redaktion wollte von einer Lesebuch-Autorin und Projektleiterin wissen, nach welchen Kriterien heute solche Lehrmittel überhaupt aufgebaut werden.

Keine neuen Tabus schaffen

Die Lesebuchkritik hat in der Öffentlichkeit vor allem beim Familienbild eingesetzt. Es steht ausser Frage und ist allen Lesebuchmachern bewusst, dass die herkömmliche «Lesebuchfamilie» und vor allem das Bild der Frau im Lesebuch nicht mehr der gesellschaftlichen Wirklichkeit entsprechen, und dass hier die Erneuerung einsetzen muss. Andere wichtige Punkte, die neu überdacht werden müssen, sind z.B. die Einstellung zur Natur (Umweltschutzgedanke) und die Darstellung von Menschen aus anderen Kulturkreisen (Rassismus-Bekämpfung). Man ist als Lesebuchmacher über Denkanstösse in diesen Richtungen froh.

Es ist aber problematisch, Lesebuchtexte einseitig nach solchen Gesichtspunkten zu bewerten. Die Folge wäre eine Serie neuer Tabus, kaum dass man mit ein paar überholten Tabus im Lesebuch aufgeräumt hat. Robinson und Huck Finn zum Beispiel müssen nach strengen Massstäben als rassistisch gelten. Sexismusverdächtig wäre jede Geschichte, wo das Ei klüger sein darf als die Henne. Und die kleine Laura, die kürzlich den Zürcher Regierungsrat beschäftigt hat, müsste ihren Kummer über die Abwesenheit der berufstätigen Mutter verschlucken nach alter Kinderbuchmanier, statt ihn zur Sprache zu bringen. Neue Tabus dieser Art wirken auf Kosten der Kinder, denen das Lesebuch wieder zur Moralgeschichten-Sammlung würde.

Dabei hat der heutige Leseunterricht ein ganz anderes Ziel: Die Kinder sollen frei und aktiv mit Texten umgehen können, über Inhalt nachdenken und darüber reden, Geschichten geniessen und spielen, verändern und auf den Kopf stellen. Das bedingt Freiheit in der Auswahl der Texte, Figuren und Motive. Für kleine Leser ist es ein höchst legitimes Vergnügen, zu erleben, dass der (und natürlich die) kluge Kleine dem (und sogar der) dümmlischen Grossen für einmal überlegen ist. Und auch heute ist es für Kinder wichtig, als Robinson auf der einsamen Insel zu träumen – zur gegebenen Zeit sind die gleichen Kinder sehr wohl bereit, nachzudenken über das Verhältnis zwischen Robinson und Freitag.

Vor allem aber bedürfen Lauras Sorgen keiner behördlichen Zensur: Die Abwesenheit der Mutter ist ein echtes und ernstes Kinderproblem, ob nun eine Mutter aus Neigung einem Beruf nachgeht, oder, wie etwa im Fall einer Fremdarbeiterin, aus materiellem Bedürfnis. Für Laura und ihresgleichen ist das Klassengespräch über den Text, der ihr Problem nennt, hilfreich. Es gibt die Gewissheit, mit dem Problem nicht allein zu sein; im besten Fall öffnet das Gespräch Wege zu einer praktischen Lösung.

Stiefkind Lesebuch

Während auf den Gebieten der Mathematik und der Sprachlehre neue Volksschul-Lehrmittel den methodischen

Entwicklungen laufend Rechnung tragen, hat sich unsere Lesebuchlandschaft seit den fünfziger Jahren wenig verändert. Anders als in der Bundesrepublik, wo sich nach 1945 mehrere Lesebuchgenerationen mit verschiedenen, zum Teil gegenläufigen Tendenzen ablösen, war in der Schweiz bis vor kurzem praktisch ausschliesslich das klassische literarische Lesebuch im Gebrauch.

Eine neue Lesebuchgeneration

1979 veränderte sich die Lage. In mehreren Verlagen gleichzeitig erschienen neue Unterstufenlesebücher mit grundlegend neuen Konzepten. Neben Lesebüchern für einzelne Kantone (Aargau, Basel-Stadt) liegen heute die ersten Bände zweier interkantonaler Lesebuchreihen vor: *Lesen 1-3 aus dem SABE-Verlag*, sowie die im Lehrmittelverlag des Kantons Zürich erschienenen *Zweitklass-Lesebücher der ILZ*, *Riesenbirne und Riesenkuh* und *Der grosse Zwerg*. Am Beispiel der ILZ-Reihe sollen hier die wichtigsten Aspekte der Lesebucherneuerung beleuchtet werden.

Die Ausgangslage stellt die Lesebuchmacher der verschiedenen Kantone und Verlage vor ähnliche Probleme.

Erstens geht es um eine inhaltliche Erneuerung

Die bisherigen Lesebücher sind heute in dem Mass veraltet, als sich unsere Lebensbedingungen, und damit die der Kinder, verändert haben. Andere Wohnverhältnisse, Erziehungsvorstellungen, Sprachgewohnheiten lassen Texte antiquiert oder wirklichkeitsfremd erscheinen, die zu ihrer Zeit durchaus zeitgemäss waren. Die Wirklichkeit der Kinder, hier und jetzt, ins Lesebuch hineinzubringen, ist eine der Hauptaufgaben, die sich jeder Lesebuchredaktion stellt. Die Ablösung vom traditionellen Bild der «Lesebuchfamilie» mit ihren starren Rollenclichés ist in diesem Zusammenhang nur ein einzelnes, allerdings wichtiges, auch in der Öffentlichkeit häufig vorgebrachtes Postulat.

Zweitens hat ein modernes Lesebuchkonzept von einem erweiterten Textbegriff auszugehen.

Die vielseitigen Möglichkeiten des individualisierenden und gruppenweisen

Unterrichts und die stillen Lesehalbstunden erfordern ein breites Angebot von Lesetexten unterschiedlicher Längen und Schwierigkeitsgrade. Auch auf spezielle Erkenntnisse der Lesertechnik ist Rücksicht zu nehmen. Die typographische Gestaltung erhält in diesem Zusammenhang einen neuen Stellenwert, so dass die Lesebucherneuerung schon im äusseren Erscheinungsbild sichtbar wird.

Freude am Lesen

Die wichtigste Zielsetzung eines Unterstufenlesebuches ist indessen nach wie vor das Wecken der Freude am Lesen.

Im zweiten Schuljahr, wo das Lesen noch Mühe bereitet, ist ein gutes Angebot an unterhaltenden, technisch leicht zu bewältigenden Texten besonders wichtig. Einfachste Märchen und lustige Mini-Geschichten, Ausschnitte aus Bilderbüchern, die den Kindern vielleicht schon vertraut sind, Rätsel, Witze und Wortspiele verlocken den Anfänger zum ersten spontanen Lesen.

Schrittweise sollen sodann anhand etwas längerer Texte erste Erlebnisse des gemüthafte, identifizierenden Lesens dazukommen.

Neben einer Auswahl traditioneller Märchen kommen hier literarische Texte aus der neuen Kinderliteratur zum Tragen: Max Bolligers «Riesenfest», die poetische Wintergeschichte «Pasteten im Schnee» oder Leo Lionnys «Frédéric» sind Beispiele aus dem märchenhaften Bereich. Auf der realen Ebene bieten ein Ausschnitt aus dem Kinderbuch «Niki aus dem zweiten Stock» von Irina Korschunow, Ursula Wölfels Geschichte «Der Nachtvogel» zum Thema Bewältigung einer Kinderangst und andere Texte starke Identifikationsmöglichkeiten bei guter sprachlicher Qualität. An einzelnen lyrischen Texten wie Wolfgang Borcherts «Abendlied» sollen die Schüler die klangliche Schönheit und dichterische Gestaltungskraft der Sprache erahnen können, ohne sie analytisch erfassen zu müssen.

Als besonders kindgemässe Textsorten regen Kinderreime und Sprachspiele die Schüler zum eigenen, spielerisch-schöpferischen Umgang mit Sprachklang und Wortsinn an.

Traditionelles Volksgut und moderne Sprachspiele ergänzen sich hier zu einem vielseitigen Angebot zum Spre-



Anna Katharina Ulrich, Jahrgang 1931, Mutter von vier zum Teil erwachsenen Kindern, arbeitet als Projektleiterin und Leiterin des Redaktionsteams an der Reihe «Interkantonale Lesebücher für die Unterstufe», die im Lehrmittelverlag des Kantons Zürich erscheint. Sie ist unter den Lesebuchmachern insofern eine Ausnahme, als sie nicht vom Lehrerberuf herkommt, sondern aufgrund ihrer Kenntnisse auf dem Gebiet der Kinderliteratur und ihrer Verlagserfahrungen zu diesem Amt kam. Die nötigen didaktischen Kenntnisse und Schulerfahrungen werden durch die Mitglieder des Redaktionsteams und eine interkantonale Beratergruppe vermittelt.

chen und Spielen, Erfinden und Aufschreiben eigener Varianten. Dialoge mit Spielanweisungen dienen als Muster, andere Texte aus dem Lesebuch selber zu dramatisieren.

Sprache als Mittel der Kommunikation

Der freie, phantasievolle Umgang mit Sprache und Schrift macht die Schüler mit dem Gedanken vertraut, dass Texte nicht «vom Himmel» fallen, sondern «aus Köpfen» kommen, wie es in einem Lesetext von Franz Hohler heisst – zum Beispiel «aus Euern Köpfen». *Texte sind Menschenwerk.* Diese Einsicht, spielerisch erworben, bildet die Grundlage zum bewussten, kritischen Lesen, zu dem die Schüler im Lauf ihrer Schulzeit befähigt werden sollen.

Auch eine andere, ausserliterarische Gruppe von Textsorten kann die Sprache als ein Mittel zwischenmenschlicher Kommunikation verständlich

machen: *Die grosse Gruppe der Sach- und Gebrauchstexte, der appellativen Texte und Zeichen, die im heutigen Leben eine unübersehbare Rolle spielen.* Solche Texte haben im Leseunterricht ihren wichtigen Platz. Das Entziffern und praktische Umsetzen hilft den Schülern, sich im täglichen Leben zurechtzufinden. Zugleich werden kommunikative Zusammenhänge klar: jeder Hinweis, jede Anleitung, jedes Gebot oder Verbot, jede Reklamebeschriftung und jeder Werbetext hat einen Sender und richtet sich an einen bestimmten Kreis von Adressaten. Im Zusammenhang mit der Werbesprache kommt der Schüler auch zur ersten Auseinandersetzung mit *manipulativen Texten*. Durch spielerische Imitation und Verfremdung kann er die nötige innere Distanz gewinnen.

Sachtexte, Fussnoten und Hinweise auf Bücher lassen die Schüler die Sprache als Informationsträger erleben

Aus Wort und Bild erschliesst sich interessantes Wissen. Die Schüler lernen zu fragen, nachzulesen und nachzuschlagen, sich bei den richtigen Stellen zu erkundigen. Ein Schülerbrief ans Wasserwerk zeigt am praktischen Beispiel den Prozess der Wissensaneignung durch Frage und Antwort.

Ein Stück Welt zeigen

Auch ein heutiges Lesebuch ist der traditionellen Aufgabe verpflichtet, den Kindern in einer Auswahl geeigneter Texte ein Stück Welt zu zeigen: reale Welt als den Lebensraum, in dessen Mittelpunkt jedes Kind sich fühlt, und Welt der Phantasie, in der sich das Ich und die Wirklichkeit in anderer Weise spiegeln.

Die Themenwahl erfolgte teilweise in Abstimmung auf das Sprach- und Sachbuch «Krokofant» (ILZ/Lehrmittelverlag d.Kt. Zürich). So werden die vier «Elemente» *Erde, Wasser, Feuer, Luft*, sowie die Dimension *Zeit*, in teils märchenhafter, teils realistischer Form dargestellt. Als zusätzliches Leitmotiv kommen die für Kinder faszinierenden Dimensionen *klein und gross* zur Anschauung, sei es in Märchen von Riesen und vom Daumesdick, sei es in Volksversen und modernen Kindergedichten, sei es auch im realen Zusammenhang des «Grosswerdens» oder im Rahmen des Themas «Erde», wo einmal der ganze Erdball mit den Antipoden gezeigt wird, und dann das Erdreich aus nächster Nähe mit seinen Pflänzchen und allerlei Tieren. Das Thema *Tiere* spielt seinerseits auf der realen wie der fiktionalen Ebene die wichtige Rolle, die der Stufe entspricht.

Die *soziale Wirklichkeit* wird analog zum Sprachbuch vor allem in den Bereichen des *Spielens* und *Miteinanderlebens* sowie am Thema *Einkaufen* gezeigt. Die Texte handeln vom Kinder-

alltag in der Familie und in der Nachbarschaft, vom Umgang mit Kameraden, von Spielmöglichkeiten und damit zusammenhängenden Problemen. Der heutigen Situation entsprechend werden vermehrt städtische und halbstädtische Verhältnisse gezeigt: Wohnung/Spielplatz/Strasse/Selbstbedienungsladen statt Einfamilienhäuschen/Garten/Gemischtwarenladen/Feld und Wald. An die Stelle der traditionellen Lesebuchfamilie treten die «vielen Möglichkeiten» des Zusammenlebens, wie es der Pluralität unserer Gesellschaft entspricht.

Wenn ein Lesebuch mit dem Eingehen auf die Wirklichkeit der Kinder, hier und heute, ernstmachen will, dann kann es sich der Aufgabe nicht entziehen, im Rahmen der Texte zum Sozialbereich auch ernste Themen anzusprechen

Da sind Kinder-Ängste, Kummer über eigenes Unvermögen, zwischenmenschliche Konflikte, da sind auch

die ungelösten Probleme der Gegenwart, die die Kinder weder geschaffen haben noch lösen können, und die dennoch den Erfahrungsbereich der Kinder überschatten. Man darf in diesem Zusammenhang das Aufnahmevermögen der Schüler nicht überfordern. Problemtexte, die zu weit über ihren Erfahrungskreis hinausgehen, zu allgemein oder zu hart aussagen, zu viel abstraktes Wissen einführen, können kaum fruchtbar verarbeitet werden. Doch lassen sich viele Probleme punktuell behandeln, ausgehend von Beispielen aus dem Alltag oder aufgrund einer effektiv ansprechenden Information.

Neben den längeren Kindergeschichten, die das einführende Lesen ermöglichen – allerdings auch eine gute Lesefähigkeit voraussetzen –, eignen sich als Textsorten kurze *Problemtexte*, Situationsbeschreibungen, Beobachtungen, die die Kürze eines Satzes haben können. Sie bilden den Ausgangspunkt zu Gedankenaustausch und Rollenspiel und bringen als Gesprächs- und Schreibanlässe die eigene Erfahrung zum Tragen.

Anna K. Ulrich

Immer dieses Fernsehen!

Jeweils Montagabend um 18.30 Uhr strahlt das Fernsehen zwischen dem 10. Januar und dem 14. Februar 1983 eine aktuelle Serie aus, die uns alle angeht.

«Immer dieses Fernsehen ...» heisst die neue Fernsehserie, die vom Österreichischen Rundfunk, dem Zweiten Deutschen Fernsehen und dem Fernsehen der deutschen und der rätoromanischen Schweiz gemeinsam produziert wurde. Die in halbstündige Folgen aufgeteilte Produktion soll Eltern und Kindern helfen, mit den Schwierigkeiten fertigzuwerden, die sie mit dem Informationsüberfluss der heutigen Medienwelt oft haben. Als Moderator wirkt Guido Baumann mit.

Im Mittelpunkt der Sendereihe steht die Familie Berger – eine Durchschnittsfamilie mit einer Eigentümlichkeit: Vater Berger bereitet sich auf einen neuen Beruf vor und versieht deshalb für einige Zeit das Amt des Hausmannes, während die Mutter in einem Spital arbeitet. Der Rollenwechsel ist Anlass für amüsante Situationen, denn die Serie soll – so die beiden Autoren Silke Schwinger (Wien) und Werner Hadorn (Biel) – «nicht nur Informationen über die Medienwelt vermitteln, sondern auch vor allem unterhaltend und lustig sein.»

Detailprogramm siehe Seite 32

Zur Sendereihe gibt es 2 Begleitbücher:

1. «Immer dieses Fernsehen», Handbuch für den Umgang mit den Medien, von Doelker/Franzmann/Hartmann/Heginger.

2. «Immer dieses Fernsehen», Materialien für Elternarbeit und Erwachsenenbildung, von Borchert/Derichs-Kunstmann.

Zu beziehen bei

Klett und Balmer & Co., Chamerstrasse 12a, Postfach 347, 6301 Zug



Guido Baumann moderiert die aktuelle Sendereihe «Immer dieses Fernsehen».

Schule und Massenmedien – Konkurrenten oder Partner?

Von neuen Entwicklungen im Medienbereich und vor allem von einer Ausweitung des Medienangebots infolge der sogenannten «Neuen Medien» ist viel die Rede: Satellitenaufgänge über der Medienlandschaft stehen bevor und, gewissermassen unter unseren Füßen, ist das Kabel im Vormarsch; Abonnementsfernsehen (Pay-TV) und Kassettenfernsehen bringen «Sex and Crime» franko Haus. Mittels Zusatzgerät kann der Bildschirm zu einem elektronischen Lexikon, Fahrplan, Veranstaltungskalender und vielem anderem mehr umfunktioniert werden. Was für einen Einfluss hat eine solche Entwicklung auf die Schule? Wie kann sich das Bildungs- und Erziehungswesen neue technische Möglichkeiten ebenfalls dienstbar machen? Wie hat die Schule auf die herkömmlichen Massenmedien Fernsehen, Radio und Presse reagiert?

Fernsehen ist vor der Schule da

Wir müssen von Untersuchungsergebnissen ausgehen, wonach Kinder und Jugendliche im Durchschnitt so viel Zeit für den Konsum von Massenmedien aufwenden wie sie durch den Unterricht in der Schule beansprucht werden. Dieser Befund ist von beträchtlicher Tragweite. Vor allem ist zu bedenken, dass Kinder bis zu 6 Jahren bereits beim Fernsehen «zur Schule gehen», bevor sie dann mit 6 Jahren eigentlich zur Schule gehen. Und auch nachher bleiben die Massenmedien neben der Schule eine – wie man sie genannt hat – «Parallelschule».

In den pädagogisch verantworteten eigentlichen Vorschulsendungen wird zwar auf das Auffassungsvermögen der Vorschulkinder Rücksicht genommen, und es werden wertvolle Kenntnisse und Anstösse vermittelt. Nun schauen sich aber Kleinkinder nicht nur die für sie produzierten Sendungen, sondern häufig auch – von Eltern grosszügig toleriert – solche aus dem Erwachsenenprogramm an. Dabei ist nicht zu verhindern, dass sie vieles nicht verstehen oder nur halb verstehen und dass sie deshalb in der Folge häufig mit falschen Vorstellungen und einem konfusem Halbwissen in die Schule eintreten. Vieles muss dann in mühsamer Kleinarbeit wieder richtiggestellt werden, wenn sich überhaupt



Gelegenheit dafür bietet.

Ausser Halbverstandenen und Missverstandenen aus nicht für diese Altersstufe bestimmten Sendungen bringen die Kinder aber noch eine andere «Vorbereitung» durch die Massenmedien in die Schule: Sie haben sich an ständig wechselnde Inhalte und an attraktive Darbietungsformen gewöhnt. Wie kann ein Lehrer einer solchen Erwartungshaltung entgegentreten, wo er doch zur Hauptsache in die relativ trockene Welt der Buchstaben und Zahlen einführen und die Kultur der Schriftlichkeit gegenüber der elektronischen Kultur verteidigen und entwickeln muss? Mit dem Showmaster auf dem Bildschirm kann und darf der Lehrer nicht konkurrieren. Vielmehr muss er die Kinder dazu bringen, auch ohne Kurzfristreize aufmerksam zuhören zu lernen.

Das heisst nun aber nicht, dass der Lehrer unterrichten kann, wie wenn es Medien nicht gäbe. Er selber wie seine Schüler befinden sich heute in einer um und durch Medien markant erweiterten Umwelt: Mediale Produkte wie Posters und Plakate gehören zu unserer

«natürlichen» Umgebung. Über Medien nehmen wir am weltweiten Geschehen teil und verpassen auch nicht, live bei einer Mondlandung dabei zu sein. Nur hinter dem Mond wären wir, wenn die Schule nicht auf ein Leben vorbereiten würde, bei dem die Medien nicht mit integriert wären.

Mit den Medien leben

Wie kann der Lehrer zu einem solchen Einbezug des Faktors Medien beitragen? Es gibt hierzu verschiedene Möglichkeiten und Ansätze. Ich möchte deren fünf unterscheiden:

1. Audiovisuelle Hilfen im Unterricht

Es gehört heute fast zur Selbstverständlichkeit, dass der Lehrer sogenannte audiovisuelle Hilfen wie Transparentfolien, Diapositive und Unterrichtsfilme einsetzt. Dabei kann er auf ein reiches Angebot bei Verleihstellen und Verlagsprogrammen zurückgreifen; viele Lehrer stellen solche Unterrichtsmedien auch selber her und können ihnen damit optimal bestimmte Unterrichtsfunktionen zuweisen. In

der mediendidaktischen Ausbildung lernen sie die typischen Eigenschaften und Vorzüge (Medienspezifitäten) der Unterrichtsmittel kennen und leisten mit deren gezieltem Einsatz bereits einen Beitrag zum bewussten Umgang mit Medien.

2. Schulfernsehen und Schulradio

Unter bestimmten Voraussetzungen können sich Massenmedien auch selber als Unterrichtsmedien etablieren. Dies ist beispielsweise der Fall bei Schulradio (Schulfunk) und Schulfernsehen. Vor einiger Zeit konnte nach langjährigen Vorbereitungen zwischen der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG und der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK eine Vereinbarung für eine gemeinsame Trägerschaft des Schulfernsehens getroffen werden. So ist es möglich geworden, die spezifischen Leistungen des Mediums Fernsehen direkt dem Unterricht nutzbar zu machen. Ein entsprechendes Abkommen ist auch für das Schulradio in Vorbereitung.

Um allfällige Missverständnisse zu vermeiden: Bei Schulradio und Schulfernsehen nach schweizerischer Konzeption findet nicht Direktunterricht (direct-teaching) über den Bildschirm statt, sondern es werden lediglich Ergänzungsprogramme (enrichment) angeboten. Immerhin ist dabei bemerkenswert, dass für Materialien des Unterrichts Öffentlichkeit entsteht, das heisst, dass Eltern über den Bildschirm ebenfalls Zugang zu solchen Montagetiteln erhalten.

3. Didaktisierung von Medienangeboten

Dem initiativen Lehrer ist es natürlich unbenommen, aus dem allgemeinen Programm von Radio und Fernsehen einzelne Teile herauszunehmen und sie mit entsprechender Vorbereitung und Begleitung in seine Lektionen einzubauen. Er macht dadurch nicht nur aktuelle Anstösse, die ohnehin in den Familien der Schüler und in der Öffentlichkeit diskutiert werden, auch dem Unterricht dienstbar, sondern hilft damit auch, mehr oder weniger völlig zufällig herumschwirrende Inhalte in das Bezugssystem der traditionellen Fächer einzuordnen. Auch lässt sich dadurch das Einzugsgebiet von «Wirklichkeit» als Anschauungsmaterial im Unterricht erheblich ausdehnen. Voraussetzung dazu sind technische Aufzeichnungsmöglichkeiten und – wenigstens vorderhand noch – eine gewisse Risikofreudigkeit: denn solange durch die Revision des Urheberrechts die juristische Seite der Verwendung von Radio- und Fernsehaufzeichnungen in der Schule noch nicht geregelt ist, müsste der Lehrer eigentlich immer eine Pira-



Dr. Christian Doelker, Jahrgang 1934, studierte Romanistik in Zürich, Paris und Pisa. Gymnasiallehrer. Seit 1971 Leiter der Audiovisuellen Zentralstelle am Pestalozzianum Zürich; Projektleiter «Medienpädagogik» des Kantons Zürich; Lehrbeauftragter für Medienpädagogik und Medienpädagogik der Universität Zürich; Präsident der Medienkommission der Stadt Zürich; Publikationen zur Didaktik und Pädagogik der Medien, Autor des Buches «Wirklichkeit in den Medien», Herausgeber der «Zürcher Beiträge zur Medienpädagogik».

tenflagge aufziehen, wenn er den Videorecorder in Betrieb setzt.

4. Implizite Medienpädagogik: Stereotypes Bild der Frau

Medienerziehung oder -pädagogik bemüht sich um den sinnvollen Einbezug der Massenmedien in das Leben des einzelnen und der Gesellschaft. Sie will beispielsweise bewusst machen, dass in den Medien die Wirklichkeit standardisiert und vorartikuliert wird und den Zuschauer zu einer entsprechend differenzierteren Wahrnehmung anleiten. Beispielsweise wird in den Medien häufig ein recht stereotypes Bild der Frau transportiert. Untersuchungen haben ergeben, dass Frauen in Werbespots immer noch in begrenzten Rollen gezeigt werden: als Hausfrau, Mutter, Sexualobjekt, als Frau, die sich normalerweise im Haus aufhält und Haushalts- und Schönheitspflegemittel benutzt (Ellen A. Wartella: Frauen und Fernsehwerbung. In: Fernsehen und Bildung 14/1980).

Wenn der Lehrer solchen Befunden bei seiner erzieherischen und unterrichtlichen Tätigkeit Rechnung trägt, ohne sie indessen speziell als Medienkunde oder Medienerziehung zu deklarieren, kann man von einer impliziten Medienpädagogik sprechen. Medienabhängige und medienorientierte Probleme kommen dabei nicht ausdrücklich zur Sprache, fliessen aber gewissermassen organisch und natürlich in die

unterrichtliche Tätigkeit ein. Auch das eigene Medienverständnis und Medienverhalten des Lehrers fallen unter implizite Medienpädagogik, weil seine Haltung und sein Beispiel unwillkürlich die Mediennutzung der Kinder und Jugendlichen beeinflussen. Von grösster Wichtigkeit ist solche implizite Medienpädagogik in der Familie, wo sich das Verhalten der Eltern beim Medienkonsum besonders prägend auswirkt. Wenn beispielsweise der Vater eine fällige Familienkonferenz verschiebt, weil am Fernsehen gerade ein Fussballspiel übertragen wird, ist für die Kinder nicht unbedingt einsichtig, weshalb sie die Hausaufgaben erledigen sollen, statt sich den spannenden Krimi anzusehen.

5. Explizite Medienpädagogik: Comics inklusive

Schliesslich gibt es im Unterricht auch die explizite Medienpädagogik, d.h. die Massenmedien werden zum Gegenstand des Unterrichts gemacht. Im Fach Deutsch beispielsweise spricht man über Kommunikation oder über die Aufgaben und Probleme der elektronischen Medien und der Presse, oder es werden bestimmte Gattungen des Medienangebots wie Krimi, Western, Nachrichten, Comics behandelt. Dies kann aus aktuellem Anlass oder aber auch im Rahmen von Projektunterricht oder Wahlfächern erfolgen. Dabei wird der Lehrer auf bestehende medienpädagogische Angebote, beispielsweise die Unterrichtsvorschläge und Materialien des «Projekts Medienpädagogik des Kantons Zürich» zurückgreifen oder selber Lektionen mit medienkundlichem Inhalt erarbeiten. Die fünf angeführten Arten, medienpädagogisch tätig zu werden, schliessen sich selbstverständlich gegenseitig nicht aus, sie ergänzen sich, ja bedingen sich. Zusammenfassend kann man sagen, dass Medienpädagogik als ein breit anzuwendendes Unterrichtsprinzip zu gelten hat, ein Unterrichtsprinzip, das allerdings nur zum Tragen kommt, wenn in der Familie zu Hause ebenfalls zu einem bewussten und sinnvollen Umgang mit den Massenmedien hingeführt wird.

In der Schule soll der traditionelle Alphabetisierungsauftrag erweitert werden durch Medialphabetisierung: die Heranwachsenden sollen auch befähigt werden, die Sprache der Medien zu verstehen und sich ihrer zu bedienen, um auch zukünftige Medien ergiebig nutzen zu können. Diese Forderung steht nicht im Widerspruch zur bisherigen Ausbildung, denn neueste Untersuchungen haben ergeben, dass Kinder und Jugendliche, die viel lesen, auch die kompetenteren Benützer der elektronischen Medien sind.

Christian Doelker

Du heiratest ja doch

Seit dem 14. Juni 1981 haben wir eine verfassungsmässige Handhabe, um die Gleichheit der Lehrpläne durchzusetzen. Der neue Art. 4, Abs. 2, der BV sagt: Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit.

Gegenwärtig sind in zahlreichen Kantonen Revisionen von Schulgesetzen und Lehrplänen im Gange. Einen klaren Überblick zu gewähren, ist der Redaktion nicht möglich. Erfolgsmeldungen und Hiobsbotschaften wechseln ab.

1981 wurden an der Frauenkonferenz des VPOD (Verband des Personals der öffentlichen Dienste) folgende Zielvorstellungen festgelegt:

1. In der Primarschule sollen alle Fächer obligatorisch für Mädchen und Knaben sein, und die Stundenzahl soll die gleiche sein.

2. In der Oberstufe sollen neben den für Mädchen und Knaben gleichen Pflichtstunden Wahlpflichtfächer angeboten werden. Zu diesen sollen hauswirtschaftliche Fortbildung sowie solche Fächer gehören, welche die Wahl und Befähigung für verschiedene Berufe erleichtern. Dieses Angebot soll ohne geschlechtliche Diskriminierung sein.

In diesem Rahmen wäre also die berühmte Haushaltungsschule fakultativ für Mädchen und Knaben.

Eine Möglichkeit wäre auch, das Fach Lebenskunde so auszuweiten, dass eine Grundausbildung für Haushalt und praktische Fertigkeiten (z. B. einfache Reparaturen) vermittelt und für alle Schüler und Schülerinnen erteilt würde.

3. Die handwerklich-kreativen Fächer sollen durch diese Änderungen nicht gekürzt werden.

Eine Handvoll Situationsberichte



Basel-Stadt

Aus einem Anzug betreffend «Gleiche Ausbildung für Mädchen und Knaben», eingereicht im Grossen Rat am 13.5.1982:

«In den letzten Jahren sind die Unterschiede in der Ausbildung von Mädchen und Knaben immer geringer geworden. An der Primarschule gibt es nur noch eine Stundentafel, die für alle Kinder Gültigkeit hat. Auch die Verwirklichung der Koedukation in textiler Handarbeit und Werken ist schon weit fortgeschritten. Ähnliches gilt für die Sekundarschule. An der Realschule bestehen noch Unterschiede in den Wahlpflichtfächern der oberen Klassen sowie generell in bezug auf Koedukation in Handarbeit und Werken.»

Realschule:

1./2. Klasse: Werken und Handarbeit sind Pflichtfächer. Alle Pflichtfächer ausser Handarbeit werden koeduziert erteilt. Mädchen und Knaben gleiche Stundenzahl.

3. Klasse: Werken wird Wahlfach für Mädchen und Knaben. Zudem wird Werken aufgeteilt in textiles und technisches Werken.

4. Klasse: Unterschiede im *Pflichtpensum*: Knaben haben je 2 Lektionen Al-

gebra und Geometrie, Mädchen haben 2 Lektionen Kochen

Wahlfächer: Mädchen müssen zwischen Geometrie und Algebra (4 Lektionen/Woche) und textiler Handarbeit (2 Lektionen/W) wählen.

Geometrie und Algebra sind Voraussetzung für den Übertritt in verschiedene weiterführende Schulen!

Knaben können zwischen Englisch I und II, Singen und Musikkunde, geometrisch-technisch Zeichnen wählen.

Englisch ist Voraussetzung für den Übertritt in die meisten Anschluss-schulen!

Eine Schülerin, die eine weiterführende Schule besuchen will, hat also mindestens 2 Lektionen mehr pro Woche als ihr Mitschüler.

Will ein Knabe am Kochunterricht teilnehmen, wird dies nur bewilligt, wenn er nachweisen kann, dass er eine Lehrstelle als Koch, Bäcker, usw. antritt.

Um diese Ungleichheiten aufzuheben fordern die Anzugsteller:

a) Das Bildungsangebot soll während der obligatorischen Schulzeit inhaltlich und umfangmässig für Mädchen und Knaben absolut gleich sein.

b) Ein Mindestmass sowohl an Handarbeits- und Handfertigungsunterricht, als auch an Hauswirtschaftsunterricht soll für die Schülerinnen und Schüler aller Mittelstufentypen obligatorisch werden.



Freiburg

Primarschule

Seit Herbst 1978 haben Knaben und Mädchen die gleiche Stundenzahl in den allgemeinen Fächern. Es besteht nur noch ein Unterschied, nämlich: In der 3. und 4. Klasse haben die Mädchen 2 Stunden wöchentlich, in der 5. und 6. Klasse 3 Stunden wöchentlich Handarbeit. Während dieser Zeit üben sich die Knaben in anderen «kreativen Tätigkeiten» (Arbeiten handwerklicher Art).

Sekundarschule

Die Praxis kann von einer Schule zur anderen variieren. Im allgemeinen führen in der 1. und 2. Klasse die Knaben Holz- und Metallarbeiten aus, während die Mädchen nähen und stricken. Die **Hauswirtschaft** ist in die Oberstufe integriert. In den allgemeinen Klassen lernen während des 3. Schuljahres die Knaben technisches Zeichnen, während die Mädchen Hauswirtschaft haben. Darüberhinaus müssen die Mädchen eine Stunde Turnen opfern, «damit ihre Stundenzahl vernünftig bleibt».

Was bis heute unternommen wurde

1981, *Interpellation Gertrud Aebischer (SP) im grossen Rat*

für einen gleichen Unterricht für Knaben und Mädchen in Sachen Handarbeit und Hauswirtschaft.

1982 erfolgt die absagende Antwort des Staatsrates

Die vom Erziehungsrat in den verschiedenen Bezirken ausgeführte Umfrage habe ergeben, dass man überall (wenn auch mit weniger Überzeugung in der städtischen Agglomeration um Freiburg) Wert darauf legt, dass die jungen Mädchen obligatorischen Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht erhalten.

1981, *Postulat M. Schneuwly und Konsorten (SP)*

betreffend berufliche Orientierung der Mädchen. Er übernimmt die von der Eidg. Kommission für Frauenfragen herausgegebenen Empfehlungen:

- Abschaffung der starren Rollenbilder in den Schulbüchern.

- Sensibilisierung der Lehrer bezüglich ihres Einflusses auf die Kinder durch ihr eigenes Verhalten.
- Abschaffung der Ungleichheiten zwischen dem Unterricht für Mädchen und dem Unterricht für Knaben.
- Förderung der Wahl von sogenannten männlichen Berufen durch Mädchen und umgekehrt.

Die Antwort des Staatsrates steht noch aus.

Ein Schulgesetzentwurf ging in Vernehmlassung,

worin die Gleichberechtigung in der Schule nicht erwähnt war. Man kennt die Stellungnahmen zu diesem Entwurf noch nicht, weiss aber, dass er viel Kritik hervorrief. Der Staatsrat wird nun einen zweiten Entwurf erarbeiten.



Zürich

Das kantonale Gesetz

Volksschule:

Die obligatorischen 9 Schuljahre erfolgen ohne Koedukation. Die Mädchen haben insgesamt 630 Stunden mehr hauswirtschaftliche Fächer und 100 Stunden weniger mathematische Fächer zu besuchen.

Der hauswirtschaftliche Unterricht

- innerhalb der Volksschule haben die Oberschülerinnen (7.-9. Schuljahr) und Realschülerinnen (7.-9. Schuljahr) einen halben Tag pro Woche obligatorischen hauswirtschaftlichen Unterricht. Für Sekundarschülerinnen (7.-8. oder 9. Schuljahr) und alle Knaben ist der hauswirtschaftliche Unterricht im 9. Schuljahr freiwillig.
- ausserhalb der Volksschule liegt die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule, die für alle Mädchen bis 20 Jahre obligatorisch ist. (Die Schule enthält 4 Wochen intern/oder 6 Wochen extern.)

Im Ganzen gilt die Regel:

Je «dümmer» desto mehr hauswirtschaftlicher Unterricht! ...

Vor einigen Wochen nun hat der Erziehungsrat einen Entwurf für ein neues Volksschulgesetz in Vernehmlassung geschickt, nachdem ein alter Vorschlag in der Vernehmlassung abgelehnt worden war. (Der alte Entwurf sah vor, die Husi für alle Mädchen und Knaben obligatorisch zu erklären). Das neue Gesetz will die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule in die Volksschule inte-

Stundenbelastung von Mädchen im Vergleich zu Jungen auf 9 Jahre bezogen

(Quelle: «Mädchen und Lehrpläne». Herausgegeben vom Bund der schweizerischen Frauenorganisationen.)

Betroffener Bereich	Schulen mit Anschluss an weiterführende Schulen	Schulen ohne Anschluss an weiterführende Schulen
Mathematischer Bereich (Rechnen, Algebra, Geometrie, geometrisches Zeichnen)	etwa 30-420 Std. weniger SO: -420 Std. UR, SZ: 0	etwa 60-160 Std. weniger SH: -300 Std. FR: 0
Realien (Geschichte, Heimatkunde, Geographie, Naturwissenschaften)	etwa 200 Std. weniger AI: -200 Std. BL: +40 Std.	etwa 200 Std. weniger GE: -250 Std. BL: +35 Std.
Muttersprache	etwa 30-160 Std. weniger AR: +120 Std. UR: -170 Std.	etwa 100 Std. weniger AI: -620 Std. AR: +22 Std.
Religion/2. Landessprache	gleiche Stundenzahl	gleiche Stundenzahl
Musisch-handwerklicher Bereich (Werken, Gestalten, Handarbeiten, Hauswirtschaft, Schulgarten, Singen)	etwa 150-800 Std. mehr AR: +795 Std. GE, SZ: 0	etwa 300-900 Std. mehr AR: +1050 Std. GE: 0
Gesamtmehrbelastung	etwa 530 Std. mehr AG, AR, BL, OW, SH, UR, ZH: +400 Std. GE, SZ, VS herrscht Gleichberechtigung	etwa 500 Std. mehr BE, OW, VD: +200 Std. AI: -250 Std. GE herrscht Gleichberechtigung

grieren und so die Koedukation ab dem 1. Schuljahr verwirklichen.

Aktionen gegen die bestehende Regelung

- 1980 erfolgten 3 Boykotte der Husi, darauf folgten Bussen. Die Rekurse sind nicht durchgekommen.
- Schülerinnen haben sich in einer Husicgruppe organisiert und verschiedene Aktionen durchgeführt (Schwarzbuch gemeinsam mit Schüलगewerkschaft, Flugis, Stände, Parlament. Vorstösse ...)
- offene Briefe von Einzelpersonen an Erziehungs- und Kantonsrat (u.a. von Eltern)
- Eine Arbeitsgruppe der Ofra (Organisation für die Sache der Frau) sammelte Material, stellte den Kontakt her zwischen den einzelnen Gruppen (Schülerinnen, VPOD-Arbeitsgruppe und Ofra) und unterhielt den Kontakt zum Nat.-Gleichen-Rechte-Komitee.
- Im VPOD besteht die Gruppe «Gleiche Erziehung», welche einen Film zu diesem Thema drehte. (Rosa oder Hellblau, erhältlich bei Chris Goll, Tel. (01) 24225 14. Sie arbeitet nun ein Konzept für die Koedukation aus und probiert damit bei der Vernehmlassung mitzuwirken.

Aufgrund des Druckes, der vorerst vor allem von den Schülerinnen ausging,

gibt es neu dieses Jahr an verschiedenen Schulen gemischte Husicurse für Mädchen und Knaben, intern und extern, während der Schulzeit.

Aussichten

Der recht gute neue Gesetzesvorschlag, die erwähnten Versuche an den Mittelschulen und die starke Repression gegen alle sich wehrenden Mädchen machen grössere Aktivitäten schwierig.

Bis auf die VPOD-Arbeitsgruppe treffen sich die erwähnten Gruppen vorläufig nicht mehr.

Zu bemerken bleibt noch, dass sich trotz allem ein lokales Gleiche-Rechte-Komitee gegründet hat, welches mit möglichst breiter Abstützung die Realisierung des Gleichen-Rechteartikels anstrebt.



Neuenburg

Die Diskrimination in der Ausbildung von Knaben und Mädchen ist im Schulgesetz verzeichnet:

Beispiel: Dieses Gesetz bestimmt in einem Artikel, dass das obligatorische Lehrprogramm folgende Pflichtfächer enthält:

In der 2. und 3. Klasse: Französisch,

Diskriminierung an den Hochschulen?

Seit in der Mitte des letzten Jahrhunderts die ersten Frauen vereinzelt an Schweizer Hochschulen studierten, hat die Zahl der Studentinnen ständig zugenommen. Im Wintersemester 1978/79 betrug an den Schweizer Universitäten der Anteil der Frauen 34%.

Es gibt keine direkte, formale Benachteiligung der Studentinnen an der Hochschule mehr. Die Studentinnen wirken wie eine privilegierte Gruppe der Frauen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass dieses Bild nur teilweise stimmt. Selbstwert- und Diskriminierungsproblematik der Frauen machen auch vor den Toren der Hochschule nicht halt, sondern sind hier, wenn auch in subtilerer Form, virulent.

Die Frauen an der Hochschule sind Exponentinnen der Ansätze eines neuen weiblichen Selbstverständnisses. Dieses neue Selbstverständnis braucht Generationen, um sich zu konsolidieren. Die Emanzipationsbewegung der frühen 70er Jahre hat auch in studentischen Kreisen wenig bewirkt. Neueste Untersuchungen zeigen, dass Studentinnen nach wie vor durch die Spannung zwischen altem und neuem Selbstverständnis in ihrem Wohlbefinden und ihrer Leistungsfähigkeit sehr stark behindert sind. Die problematische Situation der Frauen an der Hochschule ist eine Dokumentation der Spannungen und Mühen, die grundlegende Veränderungen wie die Entwicklung, Richtung und Gleichstellung der Geschlechter mit sich bringen. Beide Geschlechter sind von diesem Prozess betroffen, der tiefgreifende Neuorientierungen des individuellen Selbstverständnisses mit sich bringt.

Der Rollenkonflikt

Die Situation der Frauen an der Hochschule ist gekennzeichnet durch das Zusammentreffen von Frauen, die eine langjährige, individuell zwar unterschiedliche, aber immer vom weiblichen Rollenstereotyp der Gesellschaft

geprägte Sozialisierung hinter sich haben, und einer Institution, die eine bestimmte Forderungsstruktur aufweist. Das durch die Sozialisierung vermittelte Selbstbild der Studentin ist vom weiblichen Rollenstereotyp der Gesellschaft geprägt: Die Frau soll weich, empfangend und nährend sein, schön, anpassungswillig und zurückhaltend, eine Oase bergender Menschlichkeit in einer entfremdeten Leistungswelt. Dafür wird sie geliebt und versorgt und braucht also keine Selbständigkeit und Eigenaktivität zu entwickeln. Einfühlende Intuition und gefühlsbetontes Erfassen und Handeln machen intellektuelle Präzision überflüssig und suspekt, da sie die weibliche Erfassungsweise stören könnte.

Demgegenüber stehen die Anforderungen der Massenuniversität in scharfem Kontrast. Die Studentenzahlen sind unvergleichlich viel stärker angewachsen als die Zahl der Assistenten und Dozenten. Die wissenschaftliche Konkurrenzsituation wird härter, so dass in den Instituten Forschungsaufgaben zugunsten des Lehrbetriebs vorgezogen werden. Deshalb haben die Ausbilder immer weniger Zeit für den einzelnen Studenten. Für Unterricht in kleineren Gruppen, die eine zwischenmenschliche Basis für die Integration

des Lernstoffes geben könnten, fehlen Personal und oft auch Einsicht. Der Selektionsprozess ist häufig unpersönlich, der ganze Studienablauf unübersichtlich und anonym. Die raschen wissenschaftlichen Fortschritte liefern neue Erkenntnisse. Das bedingt, dass die Stoffpläne immer neu ausbalanciert werden müssen, was oft erst nach Phasen der stofflichen Überbefrachtung geschieht.

Sie zwingt zu erfahrungs- und persönlichkeitsfernem Schnell- und Viellernen. Die Konkurrenzsituation mit den Mitstudenten ist wegen des durch den Massenbetrieb verursachten Kontaktmangels ungemildert hart und wird noch verschärft durch die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, die auf die Studiensituation zurückwirken.

Um mit den Verhältnissen fertig zu werden und ein Studium durchzustehen, braucht es Eigenschaften, die dem weiblichen Rollenstereotyp widersprechen. Das Anforderungsprofil des erfolgreichen Studenten an der Massenuniversität enthält Punkte wie Unabhängigkeit von Wärme und zwischenmenschlicher Zuwendung, Genügen an der Bestätigung über Leistung, klare und gut besetzte berufliche Zielvorstellungen, Wille zur Selbstbehauptung und Durchsetzungsvermögen gegenüber von Konkurrenz und affektneutrale funktionale Intellektualität. Diese sehr einseitigen Anforderungen tragen bei beiden Geschlechtern nicht zu einer harmonischen Entwicklung bei.

Um den Anforderungen der Hochschule zu genügen, muss die Frau imstande sein, die Studentenrolle, wie sie von den Anforderungen der Hochschule diktiert wird, soweit zu übernehmen, dass ein Studium möglich ist. Dieser Prozess wird dadurch erleichtert, dass ihr traditionelles Rollenbild

Schrift, Rechnen (...), Holz- und Metallhandarbeit für Knaben und Textilhandarbeit für Mädchen (...)

Der Kochkurs ist für alle Mädchen obligatorisch während der 2 letzten Schuljahre.

Unterschiede im Pflichtpensum

Primarschule: 3., 4. und 5. Klasse: wöchentlich 2 Stunde Textilhandarbeit für Mädchen und Holz- und Metallhandarbeit für Knaben.

Sekundarschule: Wie in der Primarschule sind hier die Handarbeiten unterteilt in: Textilhandarbeit für Mädchen, Holz- und Metallhandarbeit für Knaben. Diese Ungleichheit gibt es in allen Sektionen. Dazu kommt, dass die Mädchen einen obligatorischen Kochkurs besuchen müssen, während den Knaben Wahlfächer angeboten werden (Film, Höhlenforschen, Kunstmalen, usw.; fakultativ für die Mädchen).

In der Sektion, welche die Schüler auf die Lehre vorbereitet, sind die Unterschiede am beträchtlichsten:

- eine Stunde weniger Handarbeit für die Mädchen in der 4. Klasse;
- eine Stunde weniger Turnen für die Mädchen in der 3. und 4. Klasse;
- drei bis vier Stunden Kochkurs nur für Mädchen in der 3. und 4. Klasse;
- zwei Stunden Technischzeichnen nur für die Knaben in der 3. und 4. Klasse.

Kochkurs für die Mädchen, Technischzeichnen für die Knaben: eine seriöse Ungleichheit, die die Mädchen wirklich benachteiligt.

schwach genug war, um ihr überhaupt den Eintritt in die Hochschule zu erlauben. Doch auch dann ist eine organische Integration der neuen Rolle in die Primärrolle wegen der Gegensätzlichkeit der beiden äusserst schwierig. Die herkömmliche Weiblichkeitsrolle ist das Produkt einer tiefsitzenden, frühen Sozialisierung, während die Rolle der denkenden, aktiven Frau erst viel später oder überhaupt nicht angeboten wird. Die Gefährdung der Primärrolle durch konfligierende Leistungsforderungen macht Angst, bringt doch ihre Umstrukturierung ganz zentral das Identitätsgefühl der Frau ins Wanken.

Folgen des Rollenkonflikts

Der Rollenkonflikt stört die Studienmotivation, die innere Ausgeglichenheit und die Leistungsfähigkeit der Studentin. Die Angst, für unweiblich gehalten zu werden, hindert Studentinnen, ihr eigenes intellektuelles Leistungspotential wahrzunehmen, und sie zeigen daher geringes Zutrauen in die eigenen studienrelevanten Fähigkeiten. Empirische Untersuchungen zeigen, dass bei Frauen eine eigentliche Angst vor dem Erfolg intellektueller Leistungen auftreten kann, da sie sich dadurch in ihrer weiblichen Identität bedroht fühlen. Gleichzeitig sind sie wegen ihrer Verunsicherung in erhöhtem Masse auf Anerkennung durch Leistung angewiesen. Diese gegenläufigen Leistungsmotivationen halten viele Studentinnen in einer inneren Spannung, die ihre Leistungsfähigkeit vermindern.

Das Rollendilemma verschärft sich im Laufe des Studiums. Der Rückzug auf die Primärrolle verursacht Motivationsmangel und damit schlechte Studienleistungen, während demgegenüber eine stärkere Identifizierung mit der Studentenrolle von der Angst begleitet ist, unweiblich zu werden und den Anschluss an die traditionelle weibliche Bestimmung zu verpassen. Langzeituntersuchungen neuesten Datums zeigen, dass sich das subjektive Wohlbefinden bei Studenten und Studentinnen im Laufe des Studiums unterschiedlich entwickelt. Während die Studienanfängerinnen unbeschwerter sind als ihre männlichen Kommilitonen, verlieren sie während des Studiums an stimmungsmässiger Ausgeglichenheit. Umgekehrt stabilisieren sich die Studenten. Mit anderen Worten: Die Universität integriert die Studenten und desintegriert die Studentinnen.

Der Rollenkonflikt kann mit Reaktionsbildungen abgewehrt werden. Die angsterweckende Versuchung, das mitgebrachte Selbstbild zu verändern,

führt dann zu einer verstärkten Besetzung des traditionellen Rollenbildes. So verbringen Studentinnen häufig viel Zeit und Energie damit, sich und der Umwelt zu beweisen, dass sie trotz des Studiums Frauen sind, und präsentieren sich ihren Kommilitonen eher als potentielle Geschlechts- und Ehefrauen denn als Arbeitskolleginnen.

Es wäre zu einseitig, die Studentenehe nur unter dem Aspekt des weiblichen Rollenkonflikts zu sehen. Sie kann aber für die Frau ein Fluchtversuch aus dem Rollenkonflikt darstellen. Die Ehe bestätigt der Frau ihre weibliche Identität. Hinter dem Schutzwall der dermassen konsolidierten Weiblichkeit wirken die neuen Rollenangebote nicht mehr so bedrohlich. Das gesellschaftliche Vorurteil der Unweiblichkeit, das die Akademikerin immer bedroht, wird durch die Ehe entschärft. Der Aufenthalt an der Hochschule allein macht also aus den Frauen noch keine Studentinnen im Sinne einer Identifikation mit der studentischen Aufgabe. Der Druck der Hochschule kann durchaus mit der Zeit eine Abkehr von neuen Rollenangeboten und eine Flucht in die Primärrolle bewirken. Langfristig gesehen ist das natürlich weder auf der individuellen noch auf der gesellschaftlichen Ebene eine Lösung des Problems.

Die Wahl der Studienrichtung ist eine weitere Möglichkeit, den Rollenkonflikt zu entschärfen. Fächer, die auf pflegerische oder soziale Berufe vorbereiten, wie die Ausbildung zu einer Lehrtätigkeit, Psychologie und Medizin, oder auch Fächer, die zu einer vertieften Allgemeinbildung führen, wie Sprachstudium, Geschichte und Kunstgeschichte, lassen sich mit einem konventionellen Weiblichkeitsideal am ehesten in Übereinstimmung bringen. Die Frauen konzentrieren sich denn auch vorwiegend auf diese Fakultäten und sind an der Philosophischen Fakultät I bei einzelnen Studiengängen sogar in der Mehrzahl.

Obschon mittels Intelligenztests längst festgestellt wurde, dass sich die Geschlechter in ihrer Begabungsstruktur nicht unterscheiden, werden Frauen von sich und den anderen für technisch und mathematisch weniger begabt gehalten als die Männer. Der Anteil der Studentinnen an der ETH beträgt 11%, und auch an der Philosophischen Fakultät II sind Frauen untervertreten. Was die technisch-naturwissenschaftlichen Fachrichtungen betrifft, so kann nur ein verändertes Rollenverständnis die weiblichen Begabungsreserven in diesem Bereich erschliessen.

Eine radikale Lösung des Rollenkonfliktes besteht darin, das Studium abzubereiten und sich ein Betätigungsfeld

zu suchen, das sich besser mit dem weiblichen Rollenbild vereinen lässt als ein Studium. Die Studienabbruchsquote, d. h. die Zahl derer, die die Universität verlassen, ohne ein Examen abgelegt zu haben, ist bei Studentinnen doppelt so hoch als bei Studenten.

Frauen studieren unter erschwerten Bedingungen

Aus allem Gesagten wird evident, dass Frauen unter erschwerten Bedingungen studieren. Sie müssen gegen verinnerlichte und fremde Vorurteile kämpfen und sind durch den Rollenkonflikt belastet. Gleichzeitig haben sie intellektuelle Leistungen in einem unpersönlichen Rahmen zu vollbringen, der ihnen auf Grund der weiblichen Sozialisierung noch mehr zu schaffen macht als den Studenten.

Das Dilemma der Frauen an der Hochschule macht die Schwächen dieser Institution deutlich. Es ist nicht wünschbar, dass es den Frauen eines Tages problemlos gelingt, sich den entfremdeten, einseitig intellektuellen und gefühllosen Durchsetzung erfordernden Hochschulbedingungen anzupassen.

Das nukleare Damoklesschwert, schwindende Rohstoffreserven, Umweltverschmutzung, ungeborgene, innerlich orientierungslose, stressgeplagte Menschen, kurz: abnehmende Lebensqualität haben den positivistischen Glauben an den technischen Fortschritt und an die rationalen Problemlösungsmöglichkeiten erschüttert. Die Aufgabe der Zukunft liegt darin, die einseitig entwickelte Ratio wieder zu integrieren, den Schock der explosionsartigen technischen Expansion zu verarbeiten und zu abgerundeteren, ganzheitlicheren Existenzweisen zu finden. Die Hochschule muss von ihrem einseitigen, anonymen Leistungskurs abkommen, will sie sich nicht an der Zukunft vorbeientwickeln. Eine wirklich organische Integration der Frauen bedingt, wie jede Integration, eine Veränderung der integrierenden Struktur. Diese Änderung müsste in Richtung einer ganzheitlichen Ausbildung gehen.

Ganzheitlich ist eine Ausbildung, die das gesamte Potential eines Menschen fördert, also neben Ratio und Leistungswillen auch Gefühl, Phantasie, Kreativität, soziale Kompetenz, Verantwortungs- und Sinnbewusstsein. Vielleicht wäre eine frauengerechte Hochschule gleichzeitig auch eine zukunftsgerichte Hochschule.

Katrin Wiederkehr

Katrin Wiederkehr arbeitet als Studentinberaterin an der Psychologischen Studentenberatungsstelle beider Hochschulen Zürichs.

Haustyrann Schulaufgaben

Hausaufgaben – ein Thema, welches wohl in jeder Familie mit schulpflichtigen Kindern herumgeistert. Hausaufgaben sind Pflicht, zumindest Ehrensache; andererseits gibt es auch kein Recht, sie nicht zu erledigen. Wer sie nicht macht, riskiert zumindest eine währschafte Ermahnung, vielleicht sogar zusätzliche Aufgaben oder sonst eine Strafe. Auch ein Schultag oder freier Nachmittag (Wochenende ausgenommen) ohne Hausaufgaben ist schlicht undenkbar.

Um dem Fragenkomplex rund um die Hausaufgaben näher zu kommen, hat sich Madeleine Kist mit einem Sekundarlehrer unterhalten. – Hier das lebenssechte Interview:

M.K.: Wie sinnvoll sind Hausaufgaben, was bezwecken sie? Sind sie wirklich nötig?

Lehrer: Hausaufgaben sind sicher nötig und sinnvoll. Es bestehen grundsätzlich zwei Arten von Hausaufgaben:

1. Sie dienen der Vertiefung des im Moment zu behandelnden Stoffes,
2. der Vorbereitung für Neues in der nächsten Stunde. Nehmen wir ein Beispiel, welches mir gerade in den Sinn kommt: Zum Thema in der nächsten Stunde ist etwas im Lexikon nachzuschlagen. Da wir nicht 25 Lexika zur Verfügung haben, muss zuhause nachgeschlagen werden.

Übrigens etwas, was die Schüler nicht besonders gerne tun. Auch Gruppenarbeiten, welche sich möglicherweise über eine etwas längere Zeit hinziehen können, sind nicht beliebt. Sie schreiben viel etwas ab. Vermutlich muss die Arbeit sofort «sichtbar» sein, um als Arbeit überhaupt taxiert zu werden.

M.K.: Ist das Erteilen von Hausaufgaben nicht auch zum Teil eine Verlegenheitssache, indem der Lehrer willkürlich und nach Gutdünken Aufgaben aufgibt? Oder wird etwaiges «Nachhaken» im Semesterplan damit aufzuholen versucht?

Lehrer: Beim Vorbereiten einer Stunde werden die Hausaufgaben schon festgelegt. Ich halte es wenigstens so. Auch gebe ich vielfach den Schülern noch während der Stunde Gelegenheit, mit den Aufgaben zu beginnen. Leider habe ich die Erfahrung gemacht, dass diese Zeit wenig genutzt wird. Meist aus Leichtsinn oder Unwillen wird lieber etwas anderes «bäselet», als mit den Hausaufgaben angefangen. Somit bleibt dann nichts anderes übrig, als die Arbeit zuhause zu erledigen.

M.K.: Kann jeder Lehrer nach Belie-

ben Hausaufgaben erteilen, oder ist dem «Mass» eine gewisse Grenze gesetzt?

Lehrer: Das Mass der Aufgaben ist bei den Fachlehrern nicht genügend kontrollierbar. Es besteht wohl ein «rotes Heft», wo alle Aufgaben eingetragen werden sollten ... Aber es bleibt vielfach unbenutzt.

Es ist im übrigen mit dem Fachsystem nicht so einfach. Verschiedene Lehrer erteilen in ihren Fächern Hausaufgaben, ohne zuerst abzuklären, was die Schüler sonst noch zu tun haben. Der Primarlehrer hat es da einfacher. Da er alle Fächer selber unterrichtet, kann er Prioritäten setzen, und beispielsweise nur sehr wenig oder gar keine Hausaufgaben geben an einem schönen freien Nachmittag.

M.K.: Wie stellen sich die Schüler zu den Hausaufgaben? Haben sie sich schon einmal zu diesem Thema äussern können?

Lehrer: Im allgemeinen machen sie nicht so gern Hausaufgaben. Sie konsumieren lieber, anstatt aktiv zu sein und haben wenig Ideen für positive Freizeitgestaltung; das ist wenigstens meine Erfahrung. Die Tendenz in der heutigen Gesellschaft liegt eben so, dass nach Feierabend lieber nur konsumiert wird (passives Verhalten). Ich denke da ans Fernsehen zum Beispiel. Früher hatten die Menschen besonders auf dem Lande immer etwas zu arbeiten, sei es im Hof, Haus oder Garten. Heute, wo die meisten Leute in Wohnungen leben, ohne eigenen Garten, ist die Möglichkeit für ausserhäusliche Tätigkeit eingeschränkt. Dieser Umstand ergibt Probleme für Erwachsene wie auch für Kinder. So werden notgedrungen nach der Schule einfach die Hausaufgaben erledigt, und wenn möglich so in die Länge gezogen, dass für sinnvolles, kreatives Tun wenig

Zeit mehr übrig bleibt. Übrigens was die Schüler von Hausaufgaben halten – das habe ich sie noch nie gefragt ...

M.K.: Eine Frage, die mich schon sehr lange beschäftigt: Wird die Freizeitgestaltung der Kinder nicht durch die Hausaufgaben «blockiert», d.h. dass sozusagen die freibleibende Zeit der Schüler von der Schule «vorprogrammiert» wird, um nicht zu sagen verplant wird?

Lehrer: Das ist eigentlich eine recht schwierige Frage. Vielfach ist das den Lehrern gar nicht bewusst. Sie haben ja auch noch für die nächste Stunde vorzubereiten nach der Schule. Also bleibt auch den Lehrern nicht viel freie Zeit. Ich arbeite öfters bis gegen zehn Uhr abends. Dank den relativ vielen Ferien, kommen wir auf eine durchschnittliche Arbeitswoche wie andere Arbeitnehmer. Auf den Wochendurchschnitt jedoch sind es mehr Stunden. Ich arbeite meistens 48 Stunden pro Woche. Die Vorbereitungen nehmen viel Zeit in Anspruch, da vielfach ein



Madeleine Kist, langjährige Redaktorin der Seite des Verbandes Schweizerischer Hausfrauenvereine für das Schweizer Frauenblatt ist eine junge Frau mit zwei schulpflichtigen Kindern.

Sie erlebt tagein tagaus, wie die Schulaufgaben das Familienleben tyrannisieren.

relativ hochgestelltes Thema auf die zu unterrichteten Schüler zugeschnitten und verständlich gemacht werden muss. Wie schon gesagt, es ist recht schwierig, die Frage, ob Hausaufgaben die Freizeit blockieren, genauer zu beantworten.

M.K.: Wird der Tatsache Rechnung getragen, dass Eltern durch die Hausaufgaben mehr oder weniger mitengagierte sind? Ich denke da an Kontrolle, oder Abfragen vor Prüfungen usw.

Lehrer: Es ist eine typisch schweizerische Angelegenheit, dass Eltern meinen, sie müssten sich unbedingt mit den Hausaufgaben ihrer Kinder befassen. Vergessen wir nicht: Wir sind ein «Strebervolk». In andern Ländern ist das nicht so extrem, dafür ist aber auch der Wissensstand tiefer, wohlverstanden.

M.K.: Sind sich die Lehrer bewusst, dass an freien Nachmittagen kaum längere Zeit mit den Kindern etwas unternommen werden kann, da meistens noch Hausaufgaben zu erledigen sind? Wäre der Mittwochnachmittag, wo alle Kinder frei haben, ohne Hausaufgaben eine undenkbbare Sache?

Dazu ein Beispiel: Ich möchte mit unseren beiden Töchtern (13+10) an einem Mittwochnachmittag einen Ausflug unternehmen oder Einkäufe tätigen in der Stadt oder einen ausgiebigen Besuch im Zoo machen usw. Die Idee ist vorhanden, doch die Tatsache, dass entweder vor dem Weggang oder dann nach der Heimkehr noch Aufgaben zu erledigen sind, vermindern die Freude, etwas zu unternehmen. Der Zeitdruck im Rücken stört, und ich frage mich dann, ob es sich überhaupt lohnt, etwas Zeitaufwendiges zu planen. Ich kann mir gut vorstellen, dass Schüler öfters auch so denken.

Lehrer: Beim Fachlehrersystem ist das eben nicht so einfach wie in der Primarschule. Der Primarlehrer hat sozusagen alle Fäden zusammen. Er kann ohne weiteres an einem freien Nachmittag keine Aufgaben geben, da er am nächsten Tag das Programm wieder aufholen kann. Das ist beim Fachunterricht eben nicht so gut möglich, da wir die Schüler einer Klasse nur stundenweise zu unterrichten haben; und das braucht nicht unbedingt gerade am darauffolgenden Tag zu sein. Was der aufgabenfreie Mittwochnachmittag betrifft: Theoretisch wäre es vielleicht möglich, aber praktisch? ...

M.K.: Liegt sonst noch etwas «auf dem Magen», was Sie beschäftigt und eventuell zum besseren Verständnis zwischen Schülern-Lehrern und Eltern beitragen könnte?

Lehrer: Gerne gebe ich noch ein paar grundsätzliche Gedanken weiter. Wissen Sie, es ist auch für uns Lehrer nicht

immer so einfach. Ein ganzer «Apparat» steht hinter den Lehrern, ich meine damit etwa die Schulpflege, Inspektoren bis hin zum Erziehungsdepartement. Trotz der grossen Maschinerie fühlt sich der Lehrer vielfach allein und isoliert in seinem Schulalltag. Er erhält sozusagen keinerlei Unterstützung, sei es auf fachlichem oder menschlichem Gebiet. Der Stoffdruck ist teilweise immens. Besonders im Progymnasium, in der Sekundarschule ist es weniger extrem. Dazu kommt, dass auch unter den Kollegen nicht immer Einigkeit herrscht.

Der Stoffplan ist vorgeschrieben und muss termingerecht eingehalten werden. In der heutigen Gesellschaft hat der Lehrer nicht mehr den gleichen Stellenwert wie früher. Da waren der Pfarrer, der Pöster, der Arzt und der Lehrer die wichtigsten Personen am Ort. Die verlorengegangene Autorität auch gegenüber den Schülern, kann heute nur noch durch das Fachwissen mit Stofffülle zurückgewonnen werden. Das bedingt aber exaktes und vollumfängliches Zusammentragen von Material zu einem bestimmten Thema. So kann der Lehrer den Schülern zeigen, dass er wirklich mehr weiss als sie, und kann damit eine gewisse Machtstellung ihnen gegenüber ausüben.

Und noch etwas, auch das ist ein Problem, welches wir Lehrer in der Schule feststellen. Die Einstellung zur Arbeit im allgemeinen ist negativ. Freizeit, was immer auch darunter verstanden werden kann, wird als positiv gewertet. Wie kann der Sinn der Arbeit von den Schülern erkannt werden, wenn wir Erwachsene, als Vorbilder der Kinder und Jugendlichen, ihn auch erkennen?

M.K.: Dass der Lehrer heute wichtige Aufgaben zu erfüllen hat, steht ausser Zweifel. Manchmal gehen diese Aufgaben weit über das fachliche Wissen hinaus. Ich denke da an die vielfältigen familiären und gesellschaftlichen Probleme in unserer heutigen Zeit.

Sind es Zeichen der Zeit?

Ist vielleicht auch das Mass der Hausaufgaben ein Zeichen der Überforderung, ein Zeichen von Unsicherheit, von Angst, das vorgeschriebene Pensum nicht erfüllen zu können?

Oder will man ganz einfach mit einer sogenannten «sich bewährenden» Tradition nicht aufräumen? Es könnte auch zu guter letzt eine finanzielle Frage sein ... Man hält am traditionellen Schulsystem fest, es hat sich ja bis jetzt bewährt. Änderungen würden Mehrkosten bedeuten.

Vielleicht wäre der Versuch, wieder etwas zurückzubuchstabieren nicht unbedingt vergebens, vielleicht würde es sich sogar lohnen. Es braucht ja nicht von heute auf morgen zu sein.

Madeleine Kist

Rheuma
Arthritis
Neuralgie
Migräne
Erkältungen
Bandscheiben
Sportverletzungen



Schmerzfrei – **ohne Tabletten** – dank

Tiger-Balsam

mit der belebenden Kraft der Natur!

Tiger-Balsam – besonders empfohlen allen Leserinnen von «mir Fraue»!

als Salbe oder Öl in Apotheken und Drogerien

Die Fusspflegerin!

Sie entfernt alle harte Haut und Hühneraugen schmerzlos. Die Nägel werden geschnitten und gepflegt, anschliessend folgt eine gute Fussdruckmassage. Auf Wunsch werden auch die Hände behandelt. Sprudelbäder mit frischem Kräuterabsud für Hände und Füsse, Sportmassagen. Es empfiehlt sich:

Verena Corai
Fuss-Kosmetik-Studio
Grossalbis 20, 8045 Zürich
Tel. (01) 462 7442

Mit Tram und Bus leicht erreichbar.

AKHBARI-Orientteppiche



Direktimport

AU (Wädenswil)
bei der Post
Telefon
(01) 780 64 64

(Montag geschlossen)

Wir erwarten von Ihnen ausgefallene Teppichwünsche, denn wir haben eine grosse Auswahl ausgefallener Masse, Muster, Farben und Qualitäten an Orientteppichen aus über 100 Provenienzen.

(Günstig auch für Wiederverkäufer!)

Maria Montessori und Les Buissonnets

Man stelle sich das einmal vor: eine Schule ohne Stress und Zwang, ohne Hausaufgaben, ohne Zensuren. Es gibt sie. Sie heisst Les Nouveaux Buissonnets und ist einmalig für die Schweiz. Aus der ehemaligen Handelsschule in Sierre, die von Ingenbohl-Schwestern geleitet wurde, ist seit 1979 eine neue Schulform herausgewachsen. Denn 1978 beschlossen die Ingenbohl-Schwestern und die «weltlichen» Lehrerinnen und Lehrer gemeinsam, in Les Buissonnets nach den Methoden von Maria Montessori zu unterrichten. In Les Buissonnets gehen heute sowohl Kindergärtler zur Schule wie Primarschüler und Mittelschüler bis hin zu jenen Jugendlichen, die sich auf das Bakkalaureat oder die Maturität vorbereiten.

Der Geist des Hauses

Der gute Geist des Hauses ist spürbar, fühlbar, sobald man in das altmodische Haus eintritt, das dringend dieser oder jener Verschönerungskur bedürftig scheint. Alles duzt sich. Schüler und Lehrer. Nur die Ingenbohl-Schwestern und die Direktorin Sr. Maria-Maurice Gaillard werden per Sie angesprochen. Eine kleine, untersetzte Persönlichkeit mit grosser Ausstrahlung. Aber trotz dieses Dus ist keinerlei Anbiederung auszumachen. Respekt vor-

einander ist oberstes Gebot. Als ich in Sierre in Les Buissonnets eintreffe, ist gerade die Zeit für die Individualkurse. Kinder verschiedenster Alter, Mädchen und Burschen, wandeln durch die Gänge. Keine verkniffenen Gesichter. Keine Strebertypen und keine verängstigten Schulkinder.

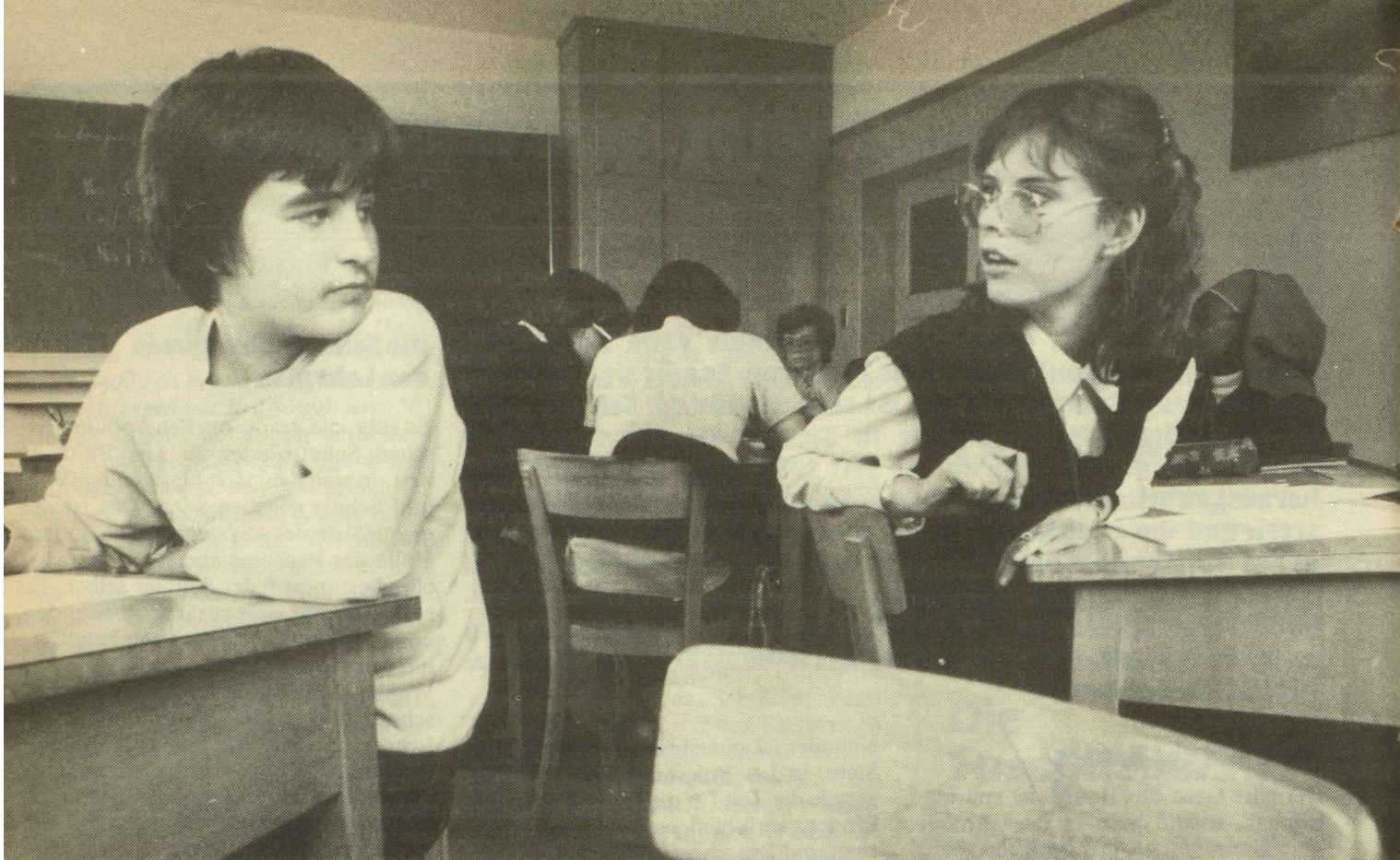
Sr. Valerie, die Ingenbohl-Schwester, ist bereits seit fünfzig Jahren Lehrerin. Sie leitet das moderne Sprachlabor in Les Buissonnets.

Die Schüler bestimmen den Lehrplan

Es gibt die traditionellen, obligatorischen Schulstunden in Les Buissonnets, in welchen nach klassischem Vorbild Schule gegeben wird. Das ist die eine Hälfte des «Systems». Die andere Hälfte des Pensums aber, die individuelle, bestimmt jeder Schüler selber. Er setzt fest, wie viele zusätzliche Stunden er für dieses oder jenes Fach benötigt, um den Stoff zu bewältigen.

Während des Individualunterrichts beschäftigt sich die Lehrerin oder der Lehrer intensiv mit jedem einzelnen. Er hilft die Knöpfe zu lösen, wenn es nicht weitergehen will, er berät, er hilft organisieren. Wenn ein Schüler sich reif fühlt, um in diesem oder jenem Fach geprüft zu werden, schreibt er sich auf dem Stundenplan, der im Korridor des Parterres hängt, selber ein. Seine Arbeit wird dann zwar nicht mit einer Note bewertet, sondern er erhält einfach die Unterschrift des betreffenden Lehrers, wenn er seine Sache kann. Geschenkt wird ihm nichts. Er wird hart geprüft. Und bei ungenügen-





der Leistung muss er sich später erneut präsentieren.

Selbstdisziplin anstatt Papageiengehorsam

Es gibt wohl nichts Schwereres – nicht nur für Kinder –, als sich in Freiheit selber zu disziplinieren. Und genau das wird von den Schülern in Les Buissonnets verlangt. Was auf den ersten Blick wie verlockende, totale Schulfreiheit aussieht, erweist sich auf den zweiten Blick als überaus anspruchsvoll. Erstens muss jeder Schüler seine Arbeit selber organisieren, zweitens ist er selber für seinen Erfolg oder Misserfolg verantwortlich.

Die Maria Montessori

Maria Montessori (1870–1952) war eine italienische Ärztin und Pädagogin. Sie suchte durch Schulung der Sinnestätigkeit zu erziehen, mit Hilfe disziplinierender Spiel- und Arbeitsmittel, ohne autoritären Einfluss der Erwachsenen.

Maria Montessori hatte erkannt, dass jedes Kind seine Stärken und Schwächen, vor allem aber seinen individuellen Rhythmus und seine eigenen Probleme hat. Das heisst, in den einen Fächern ist das Kind besser, in den anderen schlechter. Da braucht es mehr Förderung, dort ist es seiner Klasse voraus. Nach diesem Montessori-Prinzip wird in Les Buissonnets unterrichtet.

Das verlangt einen ausgezeichneten Lehrkörper. «Wir brauchen starke, in

sich ruhende Persönlichkeiten», erklärt mir Sr. Maria-Maurice auf unserem Rundgang. «Wir können hier keine labilen, selbstunsicheren oder einseitig orientierte Ideologen brauchen. Für die Kinder sind die Lehrer Partner, auf die sie sich in jeder Situation verlassen können müssen.»

Charakterschulung

Man hat Les Buissonnets nachgesagt, dass hier die letzte Zuflucht für schwierige Schüler sei. Das stimmt allerdings nur bedingt. Es sind Kinder hier und Jugendliche, die mit dem traditionellen Schulsystem Probleme hatten, sich frustriert fühlten, die Freude am Lernen verloren, die Neugier? Aber Problemkinder mit schwierigem Charakter nimmt Les Buissonnets nicht auf. Keine Drogenabhängigen, keine sonstwie Gefährdeten. Hier soll Wissen ernsthaft, kompromisslos und störungsfrei nach einem neuen Rhythmus vermittelt und nicht aufgezwungen werden. Problemkinder würden den Schulbetrieb empfindlich stören.

Wenn ein Kind in Les Buissonnets Lernunlust verspüren lässt, die Lehrer merken es dank intensiver Zusammenarbeit mit den Jugendlichen sofort, dann ist ein ernsthaftes Gespräch mit Sr. Marie-Maurice fällig. Wer nicht fähig ist, sich selber zu disziplinieren, dem wird nahegelegt auszuscheiden. In Zusammenarbeit mit den Eltern wird unter Umständen nach einer anderen Möglichkeit gesucht.

Wer in Les Buissonnets ist, der bekommt nicht nur seinen Schultornister prall gefüllt, sondern er lernt auch

In Les Buissonnets gibt es keinerlei Probleme mit der Ko-Edukation. Burschen und Mädchen arbeiten gleichberechtigt neben- und miteinander. Es gibt keinen unterschiedlichen obligatorischen Schulplan.

Achtung und Respekt vor den anderen, Selbstdisziplin und Selbstverantwortung. Werte, die heute und in Zukunft unschätzbar sind.

Noch Experimentcharakter

Les Nouveaux Buissonnets wird seit 1969 von Ingenbohl-Schwestern geführt, die immer noch im obersten Stock des Hauses ihre Räume und ihr Refugium haben. Ursprünglich eine Handelsschule, wurde seit 1978 eine Montessori-Schule mit verschiedenen Schulstufen daraus. Mit 2 Kindergartenklassen, 3 Primarklassen, 3 Klassen Berufsorientierung, 5 Maturitätsklassen, 2 Klassen Bakkalaureaten.

Endgültiges lässt sich nach vier Jahren Experiment noch nicht aussagen. Nur soviel: sehr wenige Kinder hatten eine Klasse zu wiederholen. Rund 220 Schüler aus verschiedensten Milieus und Altersstufen erleben auf jeden Fall zusammen mit rund 35 Lehrern in der Privatschule Les Buissonnets ein Abenteuer, das sie ihr Leben lang begleiten wird, sie werden zum Lernen motiviert.

Ganz sicher ist, dass sich in dieser Schule niemand langweilt. Und von mir aus gesehen ist Langeweile der wirkliche Tod jedes Lerneifers.

Lys Wiedmer-Zingg

Das Konkubinat im Blickfeld

Gedanken nach einer Tagung von Frau und Demokratie

Was sind die Motive und Hintergründe des zunehmend verbreiteten Konkubinats, der «Ehe ohne Trauschein»? Was ist von unserer Rechtsordnung her zu dieser Form des Zusammenlebens zu sagen, was aus der Sicht des Theologen und Seelsorgers, des Familienschutzes, und was erhellt aus der Sprechstundenerfahrung einer Rechtsberaterin? Welche besonderen Risiken sind zu bedenken, und was lässt sich vornehmen, um die Lage und namentlich auch die Zukunft der Partner, gerade auch der Frau, möglichst zu sichern? Solchen Fragen wurde anlässlich des 55. staatsbürgerlichen Informationskurses der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie» nachgegangen. Das schwierige, sehr aktuelle, doch vielfach noch verdrängte Thema «Konkubinat» aufgegriffen zu haben, war ein Verdienst, und hervorzuheben ist auch die vorurteilslose und fundierte Art, in der es durchwegs behandelt wurde. Eine sehr starke Beteiligung am Kurs wies auf das Bedürfnis nach Information über diese Thematik hin.

Konkubinat und Rechtsordnung

Im eidgenössischen Recht findet das Konkubinat sich nirgends ausdrücklich geregelt, wie *Ruth Reusser* (Bern), Chefin der Sektion Zivilgesetzbuch im Bundesamt für Justiz und Vorsitzende von «Frau und Demokratie», zu Beginn ihres Referates darlegte. Je nach kantonalem Recht, kann indes das Konkubinat einer Übertretungsstrafe unterliegen – in sieben Kantonen ist das Konkubinat noch von Amtes wegen zu verfolgen, in drei Ständen nur auf Antrag hin. Rechtsordnung und Rechtswirklichkeit klaffen indes auseinander. Denn entsprechende Strafverfolgungen sind in unserem Land selten geworden, und eine Abschaf-

fung noch bestehender Konkubinatsverbote wird mancherorts angestrebt. Da weder das Zivilgesetzbuch noch das Obligationenrecht das Konkubinat eigens regeln, wird dieses Thema praktisch vom Richterrecht beherrscht. In jedem Einzelfall muss bei Streitigkeiten unter Konkubinatspartnern geprüft werden, ob Bestimmungen des Obligationenrechts oder des Sachenrechts anzuwenden seien, und wenn ja, welche. Verschiedene wichtige Fragen warten hier noch auf eine endgültige Antwort des Bundesgerichts.

Schriftliche Verträge dringend geboten

Eine ganz klare Rechtslage kann heute nur durch den Abschluss schriftlicher

G.St. Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie», gegründet 1933 als ein Bollwerk gegen die Gefahr nationalsozialistischer und faschistischer Einflüsse, ist ein überparteilicher Zusammenschluss von rund 40 Frauenorganisationen und einigen hundert Einzelmitgliedern. Als ein Forum der Information und Diskussion trägt sie zur staatsbürgerlichen Meinungs- und Willensbildung in den Reihen der Frauen bei. Die Werte des freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates bewusst zu machen und gegenüber extremistischen politischen Strömungen, von welcher Seite immer, zu verteidigen, bleibt das Hauptanliegen der Arbeitsgemeinschaft. Mitbegründerin und geistige Baumeisterin von «Frau und Demokratie» war die bedeutende Schweizer Pädagogin Dr. Ida Somazzi.



Gerda Stocker-Meyer half mit ihrer Pressearbeit das Frauenstimmrecht auf bernischer und eidgenössischer Ebene herbeizuführen. Sie ist engagiert für humanitäre Aufgaben und Fragen des Umweltschutzes.

Während der Bundesversammlung ist ihr bei der Übermittlung von Parlamentsberichten eine spezielle Aufgabe übertragen.

Sie ist seit 40 Jahren Mitarbeiterin beim «Schweizer Frauenblatt», dem sie lange auch als Vorstandsmitglied diente.

Als eine der ersten Frauen hiezulande wurde sie in Aufsichtsgremien der SRG-Trägerschaft berufen. Sie ist heute u. a. Vizepräsidentin der Programmkommission für Radio und Fernsehen DRS.

Verträge zwischen Konkubinatspartnern geschaffen werden.

Besondere Gefahren bestehen für jene Konkubinatspartnerin, die ihre Erwerbstätigkeit aufgibt, um den gemeinsamen Haushalt zu führen. Sie sollte durch Testament oder Erbvertrag sowie durch einen Unterhaltsvertrag gesichert werden.

Denn automatische Ansprüche auf Unterhalt aus Vermögensrecht und aus Erbrecht, wie dies bei Ehegatten der Fall ist, gibt es für Konkubinatspartner nicht.

Im Sozialversicherungsrecht geniessen sie insofern Vorteile, als Konkubinatspartner, sofern sie zusammen alt werden, zwei Renten für Ledige von der AHV beziehen, während Verheirateten eine Ehepaarsrente ausgerichtet wird. Auch im Steuerrecht ist das Konkubinatspaar begünstigt, indem dessen Einkommen und Vermögen nicht zusammengelegt, mithin von der Progression nicht erfasst wird. Demgegenüber fordert der Fiskus bei Todesfall des Konkubinatspartners erheblich mehr Erbschaftssteuer als vom überlebenden Ehegatten.

In einem Ausblick betonte Ruth Reusser, dass der Gesetzgeber keine moralischen Urteile über das Konkubinat fällen, sondern sich neutral dazu einstellen sollte. Allenfalls wären in Einzelbereichen neue Anspruchsgrundlagen zu schaffen. Jedenfalls sollte kein Partner frei sein, den andern krass auszunützen.

Verbreitet nicht erst heute

Als eine weit in die Geschichte zurückreichende und in heutigen Gesellschaften vielfach eingebürgerte Erscheinung zeigte sich das Konkubinat in einem Referat von Dr. phil. Maja Fehlmann-von der Mühl, Dozentin an der Aargauischen Fachschule für Heimerziehung. An Beispielen aus verschiedenen Epochen und Kulturkreisen wurde gezeigt, dass namentlich in Agrargesellschaften freies Zusammenleben der Geschlechter verbreitet und geduldet, zudem einigermaßen geregelt war. Erinnert wurde auch an den in den Alpenländern und andern europäischen Gebieten überlieferten Kiltgang, ein altes Gewohnheitsrecht auf freizügiges Beisammensein der Jugend einer gan-

zen ländlichen Region. Je nach lokalem Brauch wurde, wenn es Nachwuchs gab, geheiratet. Bäuerliche Mentalität schätzte vielfach eine Braut, die ihre Fruchtbarkeit bewiesen hatte, höher ein als eine unberührte.

Von Angeline Fankhauser, Landrätin (Binningen BL), Mitglied der Geschäftsleitung des Eidgenössischen Verbands «Pro Familia», war zu vernehmen, dass dieser den Begriff «Familie» nicht abschliessend definiert hat. Indes wird in

der Familie ein auf Dauer angelegtes menschliches Beziehungsfeld erkannt, das dem Schutz der schwächeren Mitglieder (Kinder) dienen, Intimität gewährleisten und eine Pflegestätte der Liebe und Solidarität sein soll.

Ob Ehe und Familie in ihrer traditionellen Ausprägung schützenswerter seien als deren heutige Alternativformen? Diese von der Referentin aufgeworfene Frage konnte naturgemäss keine eindeutige Antwort finden.

Aus der Praxis einer Rechtsberaterin

Aus ihrer Sprechstundenerfahrung mit Konkubinatspartnern berichtete Dr. iur. Annemarie Geissbühler-Blaser, Rechtsberaterin bei der Frauenzentrale des Kantons Bern. Sie schickte voraus, dass im Konkubinat keineswegs nur eine Form des Zusammenlebens junger und sehr junger Menschen, sondern eine in jedem Lebensalter praktizierte zu sehen sei. Bei den Jüngsten und Jungen gehe es häufig um ein «wenig überlegtes Zusammen- und eher unbelastetes Wiederauseinanderhüpfen».

Wie die Rechtsberaterin feststellte, entscheiden Paare sich aus mannigfachen Gründen für eine freie Verbindung. Entgegen einer landläufigen Meinung sind die Motive in den wenigsten Fällen nur beim Steuerrecht zu suchen. Oft beruht der Entschluss zu dieser Form des Zusammenlebens auf einer sehr bewussten und ethisch gerichteten Einstellung zur Gemeinschaft, so vor allem bei Partner, welche über die Lebensmitte hinaus sind oder bei «Alternativpaaren». Als Grund für einen Heiratsverzicht wurden unter anderen genannt: Überlegungen prinzipieller Art (veraltes, zu starres Eherecht, dessen Einfluss allerdings oft überschätzt wird, Verlust des Familiennamens der berufstätigen Frau); rechtliche und finanzielle Benachteiligung der verheirateten Frau (Steuerrecht, Sozialversicherung, Güterrecht); auch Rücksichtnahme auf Drittpersonen spielt in manchen Fällen mit.

In zunehmendem Mass wird die

Rechtspartnerin beansprucht von Konkubinatspartnern, die ihre Beziehung vertraglich zu regeln wünschen; dabei steht meistens das Sicherstellen des einen Partners im Hinblick auf das Ableben des andern im Vordergrund. In der Praxis der Rechtsberaterin geht es häufiger um die Regelung bestehender Konkubinate als um deren Auflösung. Zu gerichtlichen Auseinandersetzungen kommt es eher selten. Im Falle der Einigung auf dem Verhandlungsweg müssen erfahrungsgemäss stets beide Partner «Haare lassen» – der sanftere, friedfertiger von ihnen mehr als der andere ...

Aus der Sicht eines Theologen und Seelsorgers

Pfarrer Eric Münch (Bern) sieht die zunehmende Tendenz zum Konkubinat im wesentlichen dadurch bestimmt, dass eine stark um sich greifende materialistische Auffassung vom Menschen das Individuum relativiert und auswechselbar macht. «Der Partner wird mehr oder weniger zum Konsumgut.» Viele Menschen seien heute nicht mehr fähig, geistige Werte und christliche Überlieferung für sich überhaupt noch fruchtbar zu machen. Daraus resultiere eine Art geistiger Blindheit und Taubheit der abendländischen Kulturtradition gegenüber. Dennoch bedeuteten Ehe und lebenslängliche Partnerschaft zahlreichen Menschen heute noch sehr viel – ein «lebenslänglich geführtes Konkubinat» könne ethisch der Ehe nachkommen. Wie der Referent zu bedenken gab,

stellen Ehe, Partnerschaft und Familie in christlicher Sicht hohe Werte dar, durch welche sich Menschenwürde verwirklicht.

In der wachsenden Tendenz zum Konkubinat erkennt er eine folgeschwere Gefährdung dieser Werte, die freilich nicht zu den letzten Werten überhaupt zählen.

Denn von der Bibel her stehen Ehe, Partnerschaft und Familie ausgerichtet auf ein Höheres.

Weil Ehe, feste Partnerschaft und gebundene Erotik nur in Unvollkommenheit gelebt werden können und so oft zum Scheitern führen, liegt die Versuchung nahe, Ehe und feste Partnerschaft überhaupt abzuwerten. Hinter dieser Abwertung aber stehe der Nihilismus, die totale Verneinung, die sich das Scheitern und Versagen zunutze mache, um Menschenwürde und humane Gemeinschaft zu verneinen und zu zerstören. «Die Tendenz zum Konkubinat stellt uns vor die Frage, ob wir Partnerschaft und Ehe überhaupt noch richtig begründen und leben können.»

Gerda Stocker-Meyer



Gymnastik-Lehrerin

Gestalten Sie Ihre Zukunft!
Schulen Sie Körperbewusstsein!
Begeistern Sie andere!

Ein erster Schritt zur Verwirklichung ist eine Ausbildung zur **Gymnastik-Lehrerin**. Jahres- und Intensivkurse Frühling und Herbst. Fachkurse laufend. Eignungstest, Diplomabschluss. Schulleitung: Frau V. Eggenberger



Ich wünsche Gratis-Dokumentation:

Name: _____

Strasse: _____

Plz/Ort: _____

Gymnastikseminar 8002 Zürich
Lavaterstrasse 57 Tel. 01 202 55 35

Babettlis Spiegelbild

Zum ersten Mal sah ich Margrit Jäggli Spiegelbilder in der Galerie Schneider in Le Landeron. Lebensgrosse, ungeschützt und nackt standen da Menschen aller Lebensalter, eingegossen in richtige Spiegel, noch viel persönlicher als wenn sie selber wirklich ohne einen Faden am Leib herumgestanden wären.

Margrit Jäggli Spiegelbilder sind mehr als eine überaus gekonnte hyperrealistische Malerei in Acryl. Es sind Schilderungen von Lebensinhalten.

Als ich Margrit Jäggli später in ihrem Haus in Oltigen-Detlingen besuchte sagte sie dazu: «Ich ging mit Figuren um, wie der Dichter mit den Personen in einem Roman».

Eigentlich wäre sie lieber Schriftstellerin geworden als Malerin. Das ist deutlich spürbar.

Mit jedem ihrer Modelle entstand während der langen Sitzungen ein intensi-

ver Kontakt: Auseinandersetzungen, Zuneigung aber auch Ablehnung. «Und immer wenn jemand mir sagte, das bin ich nicht, dann wusste ich, dass ich ihn nicht richtig gesehen, nicht richtig gefühlt habe», meint die rot haarige, zarte Frau. Den Spiegelbildern, die hinein in echtes Spiegelglas gemalt sind, gingen jedesmal intensive Begegnungen voraus, einer Psychoanalyse vergleichbar. Indem sie verstärkte, was da war, entstanden diese ungeheuer einprägsamen, intensiven Bilder.

Sie malte einen ganzen Zyklus von Menschen, junge Menschen wie Babettli mit seinem, noch unausgereiften Körper, seinem koketten selbstvergessenen Sich-Betrachten. Sie malte reife Menschen und sie malte alte Menschen. Doris, der alte Mensch, wurde ein erschütterndes Zeugnis von körperlichen Veränderungen, aber auch von



Margrit Jäggli

Geboren 1941: Berufslehre, dann Lehrerseminar. Studium an den Universitäten Bern und München (Philosophie, Germanistik, Kunstgeschichte). Künstlerische Ausbildung: Kurse an der Kunstgewerbeschule Bern bei Tritten, Grieb, von Mühlennen, Mumprecht. Atelierausbildung bei Adolf Herbst. Eigenes Atelier seit 1963. Bis 1967 figurlich-abstrahierte Ölbilder von einer depressiver Gestimmtheit. Über eine kurze, von Pop Art beeinflusste Phase findet sie 1969 zu den hyperrealistisch gemalten «Spiegelbildern», die die facettenreiche Selbstreflektion des Menschen zum Thema haben. Dieser bisher wichtigste Abschnitt wurde 1980 abgelöst durch eine peinture-artige Ölmalerei.

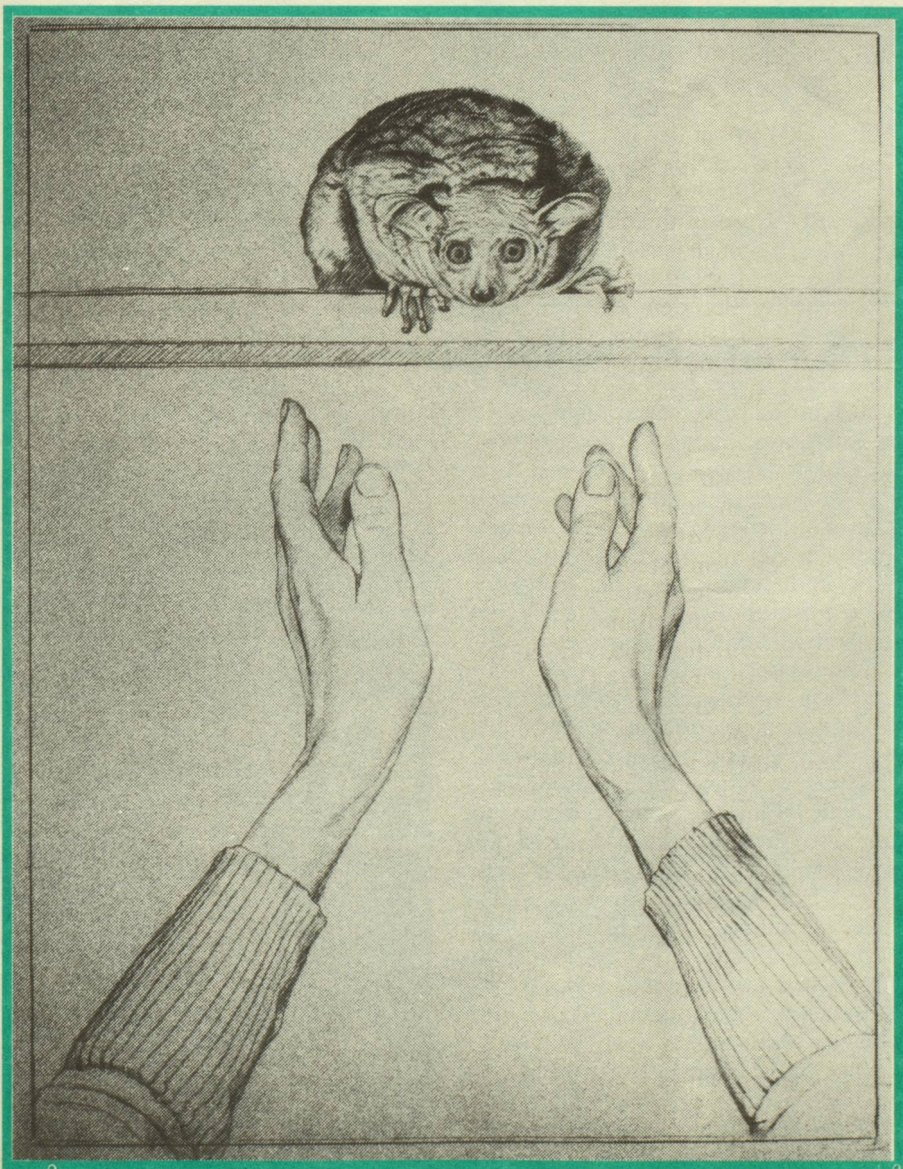
Stolz und Unabhängigkeit. Mit der achtzigjährigen Doris verbindet Margrit Jäggli heute noch eine intensive Beziehung, an der während der langen Sitzungen gemauert wurde.

Wie bereits schon einmal, als Margrit Jäggli von der Pop-Art mit eher depressiv gestimmten Bildern sich den Spiegelbildern zuwandte, ist sie auch jetzt wieder dabei, das Steuer herumzuwerfen.

«Es ist keine Portraitserie, die man beliebig lang wiederholen kann». Nach ihrer Meinung hat sie als Künstlerin in diesem Zyklus alles ausgesagt, was auszusagen war über Menschen, Lebensalter, Situationen. Die Bilder sind wunderschön in einem, tragisch und schonungslos.

Es ist nicht Margrit Jäggli's Art an einer Erfolgsmasche, und das ist ihre Spiegelmalerei, festzuhalten.

Sie braucht die Verunsicherung, das «vis-à-vis de rien».



Margrit Jäggli

In Oltingen haben die Jägglis einen veritablen Zoo: Wüstenfüchse mit schleifenden Ohren und flinken Augen. Die kleinsten sind sogar im Kindergeheg in der guten Stube untergebracht. Es gibt Meerkatzen, eine Berner Hauskatze und in der Küche, in einem wandhohen Käfig, drei Galagos-Äffchen mit kugelrunden Augen.

Anstatt Menschen malt Margrit Jäggli jetzt ihre Tiere. Sie weicht der Gefahr den Genre-Malerei, der Verniedlichung dadurch aus, dass sie die Tierlein weit überlebensgross darstellt. Das Bild von Hejo, einem der Galagos, hat beispielsweise das Format von 210-110 cm. Was will sie damit aussagen?

Margrit Jäggli ist der Überzeugung (wie Erich Fromm), dass es das tiefste Bedürfnis der Menschen ist, seine Abgetrenntheit zu überwinden und aus dem Gefängnis seiner Einsamkeit herauszukommen. Darum sucht er nach seiner Identität, darum stellt er sich dar, macht auf sich aufmerksam und kann doch nur selten den Spiegel verlassen, in dem er gefangen gehalten, eingegossen ist.

Einzelausstellungen

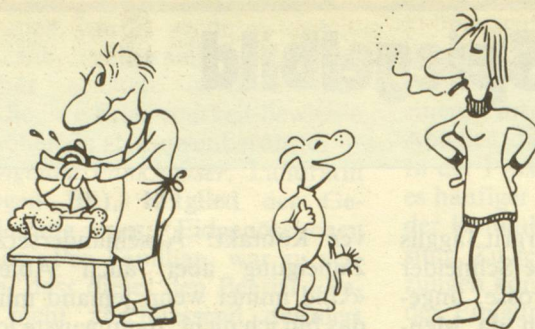
- 1974 Gent, Galerie Richard Foncke
Bern, Aktionsgalerie
Lausanne, Galerie Impact
- 1975 Zürich, Galerie Maurer
La Chaux-de-Fonds, Club 44
Berlin, Galerie Nothelfer
- 1976 Bruxelles, Galerie Isy Brachot
Grenchen, Galerie
Toni Brechbühl
- 1977 Wien, Galerie Peithner-
Lichtenfels
Bern, Aktionsgalerie:
«Künstlerportraits»
- 1978 Zürich, Galerie Maurer
- 1980 Zürich, Galerie Maurer
- 1981 Biel, Kunstverein
Bern, Galerie Krebs
Bern, Galerie Krebs
im «Galleria»
- 1982 Le Landeron, Galerie Schneider

Ganz anders die Tiere. Sie sind unkompliziert, sie haben keinen Ehrgeiz, sie leben den Tag, die Stunde, sie kuscheln und schmeicheln und kratzen, wenn ihnen danach zumute ist. Es ist genau diese vegetative Seite, nach der wir uns Menschen heute sehnen.

Der Sprung nach zehn Jahren erfolgreicher Spiegelbildmalerei zur Tierdarstellung ist darum gar nicht so unlogisch, wie das viele Freunde und verschreckte Galeristen meinen. Margrit Jäggli gehorcht einem inneren Gesetz, wie ein Wissenschaftler: Suchen nach der Wahrheit.

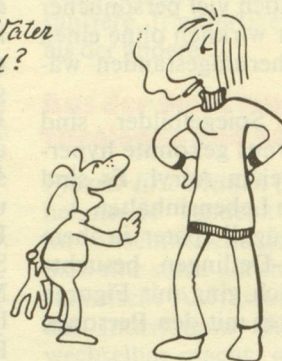
-er

Mutter ist's wahr...

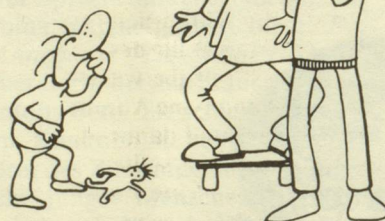


*.....dass in der Schweiz die Väter
Oberhäupter der Familie sind?*

*ja Söffeli die leide
Wahrheit ist's*



*Doch in Bälde werden
Ehefrau und Ehemann
als gleichberechtigte
Partner sich in die
Augen sehen!*



Daria

Daria – unsere Kartoonistin!

Es gibt nur ganz wenige witzige weibliche Kartoonistinnen – Zeichnerinnen, die Situationskomik mit wenigen Strichen aufs Papier zaubern können. Daria Zbinden ist von Beruf wissenschaftliche Zeichnerin. Und als Praktikantin kam sie auch auf die archäologische Ausgrabungen in Avenches, wo ihr heutiger Mann, Hansruedi, als Grabungsleiter arbeitete. Aber kennengelernt haben sich die beiden nicht im römischen Aventicum, sondern auf einer Ausgrabung im Nord-Sudan!

Seit einigen Jahren führt Daria eine originelle Boutique mitten in Avenches, die sie «Abraxas» taufte. Sie zeichnet nicht nur witzig, sie ist auch witzig. Ein Kobold von Frau. Nie «sauer», immer optimistisch. Für Sohn «Chrigo» lässt sie im Haushalt auch einmal Fünfe gerade sein. Ihr ist wichtig, soviel wie möglich zu dritt das Leben zu geniessen.

In einer Serie «Mutter ist's wahr? ... (frei nach Schillers Wilhelm Tell) wird Daria jeden Monat eine Situation andersherum schildern, damit wir vor

lauter Philosophieren und Diskutieren nicht das Schmunzeln verlernen. -er



Bewegte Frauenszene Schweiz

Den Karren überladen

«Aus verfassungsrechtlichen und sachbezogenen Gründen beantragt der Bundesrat dem Parlament, die Volksinitiative für einen wirksamen Mutterschutz Volk und Ständen ohne Gegenvorschlag zur Ablehnung zu empfehlen.»

Am 21. Januar 1980 wurde die aus Frauenkreisen und von linken Gruppierungen lancierte Volksinitiative für einen wirksamen Mutterschutz mit 135 849 gültigen Unterschriften eingereicht.

Der Bundesrat findet nun, und darüber sind die Ofra-Frauen besonders empört, dass die geltende Verfassungsbestimmung (Art. 34 quinquies, Absatz 4) bereits heute einen Ausbau der Mutterschaftsversicherung erlaube. Warum also, so fragen sich die Frauen, warum ist dann nicht schon längst etwas geschehen? Denn der Mutterschutz in der Schweiz ist nicht gerade ein Ruhmesblatt für unseren Sozialstaat.

Doch Insider wissen, dass der Initiative zwei Fehler anhafteten. Erstens kam sie von der «falschen» Seite (!), von zu links. Zweitens wurde der Karren eindeutig überladen. Die Forderung, die Mutterschaftsversicherung nach dem AHV-Modell der Solidarität zu finanzieren, vor allem aber auch der neunmonatige, wahlweise Elternurlaub galt für überbissen.

Der Bund will via KUVG-Revision (Kranken- und Unfallversicherung) den Mutterschutz ausbauen (das alles liegt noch in den Sternen). Der Kündigungsschutz während Schwangerschaft und Mutterschaft soll bei der kommenden Revision des Obligationenrechtes verankert werden.

Die Chancen für die Initiative sind damit gleich Null. Bei einem bundesrätlichen Gegenvorschlag wäre wenigstens im ganzen Land herum eine Diskussion vor der Abstimmung (getragen auch von Politikern) in Gang gekommen. Diese Schützenhilfe fällt nun vollends aus.

Riesenerfolg für die Preisüberwachung

Am 29. November wurde am ersten Wintersessionstag in Bern eine strahlende Monika Weber als 22. Nationalrätin vereidigt. Die Präsidentin des Konsumentinnenforums in der Schweiz hat bravours und unerschrocken mitgeholfen, der Initiative zum Sieg zu verhelfen.

Die Initiative wurde 1978 gestartet, als beschlossen wurde, die damalige Preisüberwachung auslaufen zu lassen.

Der bundesrätliche Gegenvorschlag blieb zur Gänze auf der Strecke.

Als Nationalrätin wird Monika Weber nun aus nächster Nähe verfolgen können, wie sich das Schicksal dieser Preisüberwachungsinitiative entwickelt. Vermutlich wird man auf seiten der «Verlierer» nun versuchen, die Sache auf die lange Bank zu schieben.

Die Initiative will keinen Preisstopp (wie er in Frankreich in Kraft war), aber auch keine Preiskontrolle, sondern eine Preisüberwachung dort, wo Preise allzu willkürlich festgesetzt werden. Und der Wille des Souveräns geht Richtung Preisüberwacher und nicht Richtung anonyme Administration.

Im übrigen, und daran sollten wir heute schon denken, sollten wir in unseren Frauenkreisen eine Preisüberwacherin aufbauen. Denn es waren in erster Linie die Konsumentinnenforen die der Initiative zum Sieg verhelfen.

Kennen Sie das wohltuende Gefühl nach einer Massage?

Dipl. Masseurin

empfiehlt sich

für

Ganzkörper- und insbesondere

für

Rücken- und Nackenmassagen.

Anmeldung an:
Barbara Mezger, Grütstr. 54,
Zürich, Tel. (01) 529947

Mehr Chancen für Recht auf Leben

Der Bundesrat lehnt die mit über 220 000 Unterschriften eingereichte Volksinitiative «Recht auf Leben» ab, legt jedoch einen Gegenvorschlag vor, der der Grundidee der Initianten Rechnung tragen soll.

Was auf den ersten Anhub so gut tönt, verbirgt einen Pferdefuss. Die Chancen für die Fristenlösung (gegen die der Bundesrat sich stellt) werden immer geringer. Die Initiative birgt in sich zwar keinen expliziten Schutzauftrag für werdendes Leben, aber sicher ist, dass die Initianten mit dem «Recht auf Leben» der Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs entgegenwirken wollen.

**Punkto Spass nehmen
wir es in unserem Club
sehr ernst.**

Golden Part Club, der unmögliche Freizeit- und Partnerclub mit den vielen tollen Möglichkeiten: Exotische Traumferien, gesellige Parties, kulinarische Köstlichkeiten, sportliche Weekends, Jassen, Kegeln, Tanzen, Spielen, Flirten... In unserem Club können Sie, das versteht sich von selbst, auch Ihren Wunschpartner finden. Nur eines ist nicht ganz selbstverständlich: Der bescheidene Mitgliedsbeitrag.



GOLDEN PART CLUB

Badenerstr. 281, 8040 Zürich, Tel.: 01/242 96 00

Tönt gut. Ich möchte mehr über Ihren Club erfahren. Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Name: _____ Vorname: _____
Adresse: _____
Wohnort: _____
Telefon: _____

(gegründet 1945)



Sprachen nach Mass

mit dem Lehrer und im Labor nach freier Zeitwahl

Tages- und Abendkurse ab 6 Schülern. Besonders für Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch, Russisch, Portugiesisch. Vorbereitungskurse für Cambridge, London GCE, London Chamber of Commerce (Spoken English), Alliance Française usw. — Nachhilfe-Unterricht für Sekundarschüler und Gymnasiasten.
Vermittlung von Schulen in England

Hull's School of English and Modern Languages
Zeltweg 25, 8032 Zürich, Telefon 69 44 50

Die Schule bleibt das ganze Jahr geöffnet.

isx167038d

Bewegte Frauenszene

Schwierigkeiten mit den Parteien

Nicht nur engagierte Politikerinnen sondern auch profilierte Politiker haben Schwierigkeiten mit ihren eigenen Parteien. Es wäre falsch, die sich häufenden Pannen zwischen Spitzenpolitikerinnen und ihren politischen Gremien einseitig als Diskriminierung zu betrachten.

Die eidgenössische Politik und vor allem das Eidgenössische Parlament ist nun einmal aufs Gleichmachen eingestellt. Genies sind hier fehl am Platz. Selbst ein Albert Einstein hätte es wohl kaum je zum Fraktionspräsidenten gebracht...

Was in den letzten Wochen und Monaten gewissen Spitzenpolitikerinnen passiert ist, spricht eigentlich nur dafür, dass sie Charakter haben und sich nicht scheuen aufzumucken.

Ursula Brunner (FDP) ist trotz Zugehörigkeit zu einer eher konservativen Partei eine Friedensfrau und nahm auch am Friedenscamp in Frauenfeld teil. Sie engagierte sich beim M-Frühling und protestierte gegen die Entlassung des Chefredaktors der Thurgauer Zeitung. Nach meiner Meinung hat sie sich richtig verhalten, als sie einfach nicht zur Kenntnis nahm, dass man der

umstrittenen Grossrätin das Vertrauen entzog. Sie sagt: «Die Anliegen, für die ich mich einsetze, stehen alle auch im FDP-Programm.»

Ebenfalls Schwierigkeiten hat Leni Robert mit der FDP, jener von Bern. Sie arbeitete aktiv im Initiativkomitee von Franz Weber gegen den Bau des Rawy-Tunnels und kämpft für Umweltschutz als Mitbegründerin und Präsidentin des Vereins «Bern bleibt grün». Vor allem aber, sie stellte sich auf die Seite der Jungen. Nun, wer Leni Robert kennt, weiss, dass sie sich von niemandem das Wohlverhalten vorschreiben lassen wird.

Die etwas unbeweglich gewordenen Bundesratsparteien werden sich wohl oder übel damit abfinden müssen, dass Frauen heute mehr wollen als bloss Protokolle führen, Unterschriften sammeln und Stimmen zählen.

Mich freut es, wie machtvoll, unerschrocken und mutig die Politikerinnen heute sind. Sie «linsen» nicht so sehr auf Posten und Pöstli, sondern boxen ihre Anliegen nicht selten hemdsärmelig durch. Unbekümmert um Verluste. Ganz sicher sind sie dem Volk näher als die vorsichtig taktierenden Männer.

In Kürze

Im Verlaufe des Jahres sind in der Schweiz rund 52 000 Arbeitsplätze verloren gegangen. Das macht sich offensichtlich bloss zu einem Fünftel in einer Zunahme der Arbeitslosigkeit bemerkbar. Danach hätten sich also ein Fünftel ins «Privatleben» zurückgezogen, ohne Arbeitslosengeld zu beanspruchen.

Ausländische Arbeiter (Schwarzarbeiter) sind darunter, vorzeitig Pensionierte und vor allem Frauen.

Frauen gehören zur stillen Reserve, die man beschäftigt und wieder nach Hause schickt. Augen offen halten, sich informieren, sich wehren, ist heute oberstes Gebot.

Heute erkrankt jede dreizehnte Frau an einem Karzinom der Brustdrüse. Damit ist Brustkrebs der häufigste und bösartigste Tumor der Frau, bei den 40–50jährigen gar die häufigste Todesursache überhaupt.

Die einfachste und billigste Früherkennung ist, laut Professor J. Torhorst vom Kantonsspital in Basel, die Selbstuntersuchung. 80–90% der Mammakarzinome werden von den betroffenen Frauen selber entdeckt.



Besser schlafen...

auf natürliche Art

Das Udrog Kräuterkissen

ein Schweizer Qualitätsprodukt,
gefüllt mit auserlesenen Kräutern, wirkt heilfördernd und bringt Erleichterung bei:

- Einschlafproblemen
- Beschwerden der Atemwege
- Erkältungen
- Stress (beruhigt die Nerven)
- hebt das allgemeine Wohlbefinden

Das Udrog Kräuterkissen, mit seinem hübsch bedruckten Baumwollüberzug (40° waschen), ist auch für Kinder geeignet und darf in keinem Bett fehlen. Haltbar ca. 1 Jahr.

Einführungspreis Fr. 29.50 + Porto

Bitte senden Sie mir _____ Stück Udrog Kräuterkissen
25 x 30 cm à Fr. 29.50 + Porto (Rechnung)

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

Plz/Ort _____

Telefon _____

Hersteller + Verkauf: Brändle-Textil, Abt. Udrog,
CH-9435 Heerbrugg, Tel. 071/72 17 44

2

Shiatsu-Seminar in Sursee

Beginn am 22 Januar 1983

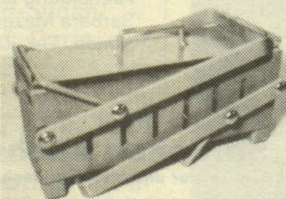
Verlangen Sie Unterlagen.
Anmeldung vormittags ab 10 Uhr an.

IFBH, Badstrasse 6, 6210 Sursee
Telefon (045) 21 54 50

Ausbildung auch in anderen Therapien



Energie sparen mit der



**VIMA-
Altpapier-
Brikettpresse**

mit Auswurfklappe.

Schnell und einfach in der Bedienung.

Verlangen Sie noch heute unsere Presse unverbindlich zur Ansicht. Es lohnt sich!

VIKTOR BOSS AG, 9500 Wil

Hubstrasse 50, Telefon (073) 23 37 23 und 22 08 44

Hedi nationals Rückblick

BGF Schweizerischer Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen

Unsere kürzlich zurückgetretene Nationalratspräsidentin Frau Hedi Lang schilderte dem Zürcher Gremium in erfrischender Offenheit und Natürlichkeit einen Rückblick auf ihre Tätigkeit als Vorsitzende der grossen Kammer. «Es war ein zwar arbeitsreiches, aber glückliches Jahr», sagte die Frau, die zu Beginn der Dezembersession von ihrem «Hochsitz» im Eidg. Parlament abgetreten ist, aber bereits neuen, verantwortungsvollen Aufgaben entgegensieht. Sie berichtete von den vielen wertvollen Begegnungen, den schönen Vertrauensbeweisen und den neuen Erfahrungen, die ihr diese Tätigkeit eingebracht haben. Als Ratspräsidentin sei sie häufig mit Telefonanrufen und Briefen von Unbekannten bestürmt worden; neben notorischen «Kohlhaasfiguren» habe sie dabei viele echte Nöte und menschliche Probleme aller Art kennengelernt und sich deren nach Möglichkeit angenommen.

Gute Vorbereitung ist alles

Das Studium der Akten, die gründliche Vorarbeit auf alle Ratsgeschäfte habe sie sich zur eisernen Pflicht gemacht, betonte Hedi Lang. Als Vorsitzende müsse man über alles klare Vorstellungen haben und dürfe nie ins Schwimmen geraten. Die Präsidentin, die zwar nicht stimmberechtigt ist, muss oft genug wichtige Stichentscheide fällen. «Da musste ich jeweils blitzartig überlegen und entscheiden, durfte keinerlei Unsicherheit aufkommen lassen, musste genau wissen, wo ich stehe.» Hedi Lang ist der Ansicht, dass Frauen von ihrem häuslichen und familiären Alltag her – man denke etwa an das tägliche Einkaufen, die Gestaltung der Wohnung, den Umgang mit Personal und Kindern – früh gewohnt sind, Entscheidungen zu treffen, und darum auch allen politischen Fragen mit raschem, gesundem Wirklichkeitssinn begegnen. Schlecht ertragen habe sie deshalb gutgemeinte Komplimente über ihre Amtsführung, die mit dem Nachsatz endeten «... und dabei sind Sie doch eine Frau!» Ihrer Meinung nach sollte immer nur der Mensch, nie das Geschlecht zählen, wenn es gelte, einen Posten richtig zu besetzen und dann die damit verbundene Leistung zu beurteilen.

Sich selber treu

«Ich wollte nie eine Superfrau, sondern immer nur mich selber sein.» Mit diesen Worten verriet die 51jährige Hedi Lang nicht nur ihr Erfolgsgeheimnis, sondern auch ihren Humor, der sie keine «Rolle» spielen, sondern sie in allen heiklen Situationen den richtigen Ton finden liess. Lachend schilderte sie ihren «faux-pas» an einem Empfang im Buckinghampalast, zu dem sie mit anderen europäischen Regierungs- und Parlamentspräsidenten eingeladen war und bei dem sie es unterlassen hatte, den schönen neuen Handschuh auszuziehen, als sie von

Königin Elisabeth begrüsst wurde. «Aber sie hat sich nichts anmerken lassen, sie war überhaupt sehr nett.» Als Frau Lang zusammen mit Bundesrat Honegger den Genefer Automobilsalon besucht hatte, wurde sie nachher in einer Zeitung neben dem «langen Fritz» als «breite Hedi» titulierte, nahm aber diese Äusserung keineswegs krumm, sondern akzeptierte sie als «durchaus zutreffend»!

Mit dieser unkomplizierten Einstellung dem Leben und den Menschen gegenüber fiel es Hedi Lang auch nicht schwer, über alle Parteigrenzen hinweg das Gespräch mit anderen zu finden. Sie ist der Ansicht, die Frauen seien zu dieser Art Kommunikation besonders befähigt, weil sie überall die menschlichen Seiten sähen und damit alle Gegensätze überbrückten. Die Referentin, die für ihre lebensklugen Ausführungen grossen Applaus erntete, rief zum Schluss die Frauen zu vermehrter Solidarität auf. Die heute erreichte Stellung der Frau bedürfe unablässiger Pflege; allfällige fatale «Rückfälle» liessen sich nur vermeiden, wenn das Selbstbewusstsein der Frau durch Anerkennung und Unterstützung von allen Seiten stets gestärkt werde.

Irma Slowik

Die nächste Zentralvorstandssitzung findet am 22. Januar 1983 im Bahnhofbuffet in Bern statt. Wir hoffen auf zahlreiches Erscheinen.

Kommen Sie mit an den Internationalen Kongress in Washington vom 30. Juli bis 5. August 1983!

Kongressgebühr \$ 140.-

A. Abflug für Kongressteilnehmerinnen 28. Juli, Zürich-New York-Washington retour, mit Hotel während des Kongresses (ohne Mahlzeiten), ca. Fr. 2800.-

B. Mit Anschlussprogramm Nationalpark, Gran Canyon, San Francisco, mit Rückflug ab San Francisco am 18. August (Hoteldoppelzimmer, ohne Mahlzeiten) ca. Fr. 6500.-

C. Für Individualisten: nur Flug Zürich-New York-Washington (retour) ca. Fr. 1600.-

Ihre Clubpräsidentin oder Fränzi König, Basel, geben weitere Auskunft.

Veranstaltungen

Aarau:

11. Jan.: Brötliabend mit Bericht über Clubreise nach Budapest

26. Jan. Jahresversammlung

Basel:

12. Jan.: Nationales Thema, Frau lic. phil. Langenbacher «Psychologie im Alltag»

25. Jan.: H. P. Gerhard rezitiert eigene Satiren: «Das Textoral».

Bern:

12. Jan.: Andrée Weitzel «Die Mitwirkung der Frau in der Gesamtverteidigung»

Baden:

19. Jan.: Suzue Rother-Nakaya «Kunst des japanischen Blumenstekkens» mit anschliessender Teezeremonie

Frauenfeld:

17. Jan.: Frau Dr. Ella Gonzenbach «Trecking in Rajasthan»

Glarus:

11. Jan.: Hauptversammlung

Lenzburg:

13. Jan.: Generalversammlung im Hotel «Ochsen»

Luzern:

18. Jan.: Fränzi König «Leben in englischen Landhäusern vom Mittelalter bis zur Gegenwart»

St. Gallen:

11. Jan.: Mitgliederversammlung

Solothurn:

10. Jan.: Clubabend

Thun und Oberland:

20. Jan.: Generalversammlung

Zürich:

5. Jan.: Meisenabend: Rektor Prof. Dr. Verena Meyer (gemeinsamer Abend mit Akademikerinnen Sektion Zürich)

11. Jan.: Mittagessen bei Agnes Amberg

18. Jan.: Dr. med. Silvia Stauffenegger «Ärztinnen einst und heute»

25. Jan.: Jutta Prager «Mövenpick-Unternehmungen»

Der Feminismus des SVF – 1982

SVF Schweizerischer Verband für Frauenrechte

Seminar vom 27. November

Einen Samstag lang haben wir uns Gedanken gemacht, wie wir unsern Feminismus definieren wollen und welche Folgerungen sich daraus für unsere Politik ergeben. Heute berichten wir über die beiden Grundsatzreferate. In einer der folgenden Nummern werden wir Ihnen Ausschnitte aus der Gruppenarbeit vorlegen.

Der Feminismus: Wer bin ich?

Rosiska Darcy de Oliveira ist Lehrbeauftragte an der Abteilung für Psychologie der Universität Genf, wo sie im Bereich «Ausbildung für Frauen» unterrichtet.

Als junge brasilianische Anwältin musste sie erfahren, dass die Welt der Rechtspflege und der Rechtswissenschaft nicht dazu geschaffen war, rebellierende Frauen in ihre Mitte aufzunehmen. Der logische nächste Schritt führte zur Frauenbewegung.

Der Kampf um die Gleichberechtigung stösst gleich zu Beginn auf eine grosse Schwierigkeit, wenn er von der Idee der Gleichheit ausgeht. In der Gesellschaft wird das männliche Prinzip hochgehalten und die Frauen sollen sich ihm möglichst angleichen. Der moderne Feminismus stellt diese Idee der Gleichheit in Frage und sucht und bekräftigt die Unterschiede.

Dieser erste Schritt – Aufwertung des Unterschieds – ist typisch für jede unterdrückte Gruppe, die keine Geschichte hat, weil ihre Geschichte immer verleugnet wurde. Um von sich selbst zu sprechen, sich selbst zu beschreiben, haben die unterdrückten Gruppen anfangs nur eine Wahl: Entweder – sich als Gegensatz zum andern darzustellen, indem sie sich auf eine Abstraktion beziehen – das Weibliche als Kehrseite des Männlichen – oder zu versuchen, die Abstraktion zu verkörpern, indem sie die Stereotypen, welche von den Herrschern über sie verbreitet wurden, auf ihre eigene Rechnung nehmen und sie positiv auslegen. Die Alternative besteht also darin, entweder ein Stereotyp positiv werden zu lassen oder sich auf eine Abstraktion zu beziehen.

Wenn also die Männer die Frauen als unberechenbar bezeichnen, wäre die Antwort der Frauen, diese Unberechenbarkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Oder: Frauen erklären, das

Privatleben sei wesentlicher als öffentliches Wirken.

Das Weibliche kann nun nicht nur Kehrseite des Männlichen sein, das Schattenbild einer von Männern geerbten Definition. Es muss sich als Ergebnis einer konfliktgeladenen Praxis selbst behaupten. Dabei kann man eine innere Front im Wesen jeder Frau beobachten. Sie verfällt den drei Hauptsünden Ambivalenz, Schuldgefühl und Angst vor dem Erfolg (Selbstsabotage).

Wir können nicht abstrakt von Gleichheit sprechen, oder den Feminismus ausserhalb der erlebten Geschichte definieren. Die Frauen müssen einen Zweifrontenkampf führen: Gegen sich selbst, indem sie ihre Hauptsünden überwinden und gegen eine Umwelt, in der sie auch mit den Männern den Dialog suchen müssen.

In diesem Zweifrontenkrieg findet der Feminismus seine Definition.

Emancipation und Feminismus

Dr. Ursa Krattiger, Historikerin, ist Programmgestalterin beim DRS

Ausgangslage: Mit der Einführung des Frauenstimmrechts hat der «Verband für Frauenstimmrecht» seine alte und eindeutige Zielsetzung verloren. Der neue Name «für Frauenrechte» brachte eine vieldeutige Zielsetzung, die zu einer gewissen Orientierungslosigkeit führte: den einen war der Verband zu wenig konsequent frauenfreundlich, den andern ging er zu weit, gemessen an früher.

Grundannahme: Der «Verband für Frauenrechte» will weiterhin und mit erneuerter Energie und Klarheit in der schweizerischen politischen Öffentlichkeit für die Verbesserung der Stellung der Frau kämpfen. Dies ist auf der Basis und im Rahmen unterschiedlicher Grundhaltungen und Philosophien möglich, z. B.

1. Emanzipation oder: «Den Kuchen neu verteilen»

Aus der Überzeugung, dass unsere Welt im Wesentlichen «die beste aller möglichen Welten» ist (Leibniz) geht es darum, in geduldrigen und klar definierten Schritten einzelne Reformen zugunsten der Frauen durchzuführen. Frauen sollen in allem gleiche Rechte und Chancen bekommen, um an der

Welt, so wie sie ist, teilzuhaben. Das ist ein Postulat der Gerechtigkeit. Pflicht der Frauen ist es, sich möglichst gut und bereitwillig an die herrschenden Verhältnisse, Gebräuche und Werte anzupassen. Diese Teilhabe liegt vor allem im Interesse der Frauen und ihrer Entfaltung; es wird nicht angenommen, dass Frauen zur Welt (Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Kultur) etwas geschlechtsspezifisch Eigenes, Neues und Wertvolles beizutragen hätten.

2. Feminismus oder: «Neue Kuchen backen»

Aus der Enttäuschung heraus, dass die formalrechtliche Besserstellung relativ wenig Wirkung hatte (wenig Parlamentarierinnen, weiterhin traditionelle Berufswahl und Rollenverhalten), wird die gesellschaftlich-kulturelle Lage grundsätzlich hinterfragt. Das Patriarchat ist eine Männerherrschaft nicht nur im Recht, sondern auch in Wirtschaft, Gesellschaft, Wissenschaft, Religion und Kultur. Es greift in die Tiefen des Bewussten und Unterbewussten (Frauenverachtung von paternalistischem Wohlwollen über Brutalo-Sex-Video bis zur Selbstverachtung von Frauen). Die neue Frauenbewegung will überall gleichzeitig die wahren Ursachen der Frauenunterdrückung beheben. Es wird eine feministische Gegenkultur geschaffen, die weg vom Patriarchat zu einer Gesellschaft führen soll, die auch weiblich geprägt ist und Frauen und Männern als Individuum gerecht wird.

3. Feministische Frauenpolitik oder: «Integration verändert beide»

In wachem, feministischem Bewusstsein, im Wissen um relative Wirksamkeit politischer Aktionen kämpfen wir bewusst und mit absoluter Priorität für Frauenanliegen, die Frauen rechtlich und materiell mehr Rechte und Chancen einräumen. Wir verändern die patriarchalische Kultur durch das selbstbewusste Einbringen weiblicher Werte und nützen dazu traditionell männliche Gefässe und Formen.

Redaktion: Verena Müller,
Ritterstrasse 9, 8032 Zürich,
Telefon (01) 69 1931

Mit Konflikten leben

Verband schweizerischer Hausfrauenvereine

Wohl niemand ist dagegen gefeit, in Konflikt zu geraten; jedes Zusammenleben birgt unzählige Konfliktherde. Über diejenigen im Bereich Haushalt, und wie man damit leben kann, hat Dr. M. Sonderegger an einer Informationstagung der SAG referiert. In Gruppenarbeit haben wir uns anschliessend damit auseinandergesetzt, weil gerade die Hausfrau sehr häufig mit diesem Problem konfrontiert ist. Als «Drehscheibe» im häuslichen Leben sozusagen, kommt sie fast täglich damit in Berührung.

Konflikte – Aufeinanderprallen von Meinungen, Anschauungen, Auffassungen

Das kann zerstörend wirken im Fall von ständigen Nörgeleien, von Streit; es kann aber auch lebensfördernd sein, weil Änderungen meist durch Bedrohung entstehen: Konflikte, Krisen geben eher Ansporn, über sich und sein Verhalten nachzudenken, und «sich dann zu bessern».

Was können die Ursachen zu Aggressionen sein?

Alltägliche Äusserungen wie giftige Bemerkungen, Anschuldigungen, Suche nach einem Sündenbock, Ängste, können Aggressionen hervorrufen, ebenso Langeweile und Probleme in der Familie. Gerade die Familie ist vermutlich am anfälligsten für Aggressionen: Im vertrauten Kreis wird seinen Gefühlen mehr freier Lauf gelassen, als dies im Berufsleben möglich ist. Das ist sicher gut so, denn wo sonst, wenn nicht daheim, soll die Möglichkeit bestehen, seine aufgestauten Gefühle loszuwerden? Eine nicht immer angenehme Situation, doch ist nicht gerade auch die Familie der Ort, wo gegenseitig Hilfe angeboten werden kann?

Konfliktsituationen, wie sie in der Familie vorkommen, sind uns allen bekannt, sind sie uns aber auch bewusst? Dass es beispielsweise Ärger geben kann, wenn nicht alle Familienmitglieder den gleichen Rhythmus haben? Wenn die Gewohnheiten, Interessen, Bedürfnisse voneinander abweichen, Wertvorstellungen sehr unterschiedlich sind? In Sachen Ordnung zum Beispiel?

In einer Familie leben verschiedene Typen zusammen: Der Spontane steht dem Introvertierten gegenüber, der Sparsame dem Grosszügigen; die Temperamente sind unterschiedlich, Optimismus und Pessimismus sind nicht gleich verteilt. – Wie kann da jemand auf die Idee kommen, eine Familie hätte immer harmonisch zu sein? Es ist gar nicht möglich, dort, wo wirklich gelebt wird. Diesem Normalbild nachzueifern führt höchstens so zu Zwängen, dass diese wiederum Aggressionen hervorrufen können.

Wie aber leben wir mit diesen – meist nicht vermeidbaren – Konflikten?

Sich ihrer bewusst sein, ihnen, resp. den möglichen Lösungen nicht ausweichen.

Nicht zugunsten einer Scheinwelt Berge von Konflikten vor sich herschieben.

Ein klärendes Gespräch planen.

Nicht jede Zeit eignet sich dazu, nicht jede Situation ist günstig, um sich konstruktiv damit auseinanderzusetzen. Auch der impulsive Typ müsste da lernen, sein Temperament zu zügeln und den richtigen Moment abzuwarten.

Für ein Gespräch eine gute Atmosphäre schaffen.

Sich an einem neutralen Ort aussprechen können, bringt oft mehr.

Nicht jeder Konflikt äussert sich in lautem Gezeter.

Es gilt, Warnsignale zu beachten beim ändern: Schweigen ist zwar sehr destruktiv, wird aber doch häufig praktiziert. Das andere Extrem wäre etwa Türen knallen usw.

Verdrängen hilft nichts.

Das hängige Problem taucht wieder auf – vielfach in einem ungünstigen Zusammenhang.

Kompromisse sind eine gute Art von Konfliktlösung,

solange sie nicht in Form des «Kuhhandels» («wenn du mir ...») getätigt werden, sondern in der Überzeugung, dass es in guten Treuen eine Lösung A, B oder C geben kann.

Sich zu einem Entscheid durchringen,

statt ihn dem Zufall zu überlassen. Auch das kann Erleichterung bringen. Wo keine eigentliche Lösung möglich ist, nützt es mehr, wenn die gegebene Situation angenommen und das Beste daraus gemacht wird. Eine negative Konfliktlösung ist sicher die der Harmonisierungstendenzen: Konflikte als etwas Negatives anzusehen, sie vor der Umwelt zu verbergen, oder zu verbergen suchen und «heile Welt» spielen. Bagatellisierung, Überspielen der wirklichen Situation.

Veranstaltungen

SEKTION BASEL

Strafvollzug – Was heisst das?

Frau Beurret, Justizdepartement, orientiert uns darüber. Mittwoch, 19. Januar, 14.30 Uhr, Spittlerhaus.

Voranzeige Generalversammlung

Dienstag, 8. Februar, 14.30 Uhr, Spittlerhaus. Traktanden: Jahresbericht der Präsidentin, Kassenbericht, Revisorenbericht, Tätigkeitsbericht der Untersektionen, Budget, Diverses. Anträge und Anmeldung bitte bis 29. Januar an die Präsidentin.

Kontaktgruppe der Jüngeren

Der «Nachmittag unter uns» findet Donnerstag, den 27. Januar, 14.30 Uhr, statt. Ort: E. Jäggi, Offenburgerstr. 49. Unkostenbeitrag für Kuchen und Kaffee: Fr. 3.–. Anmeldung bis 25. Januar an E. Jäggi, Tel. 329538.

SEKTION SOLOTHURN

Tischdekorkurs

mit Herrn Rubitschon, Florist. Mittwoch, 19. Januar, 14.00 Uhr, Hotel «Krone», Solothurn. Kursgeld Fr. 6.– pro Teilnehmerin. Schriftliche Anmeldung erwünscht bis 17. Januar an die Präsidentin.

SEKTION WINTERTHUR

Besuch im Theater am Stadtgarten

Sonntag 6. Februar 14.30 Uhr
Gespielt wird die Operette «Der Vogelhändler» von Carl Zeller. Preise: 1. Platz Fr. 30.–, 2. Platz Fr. 25.– (AHV-Berechtigte 50% Ermässigung). Besammlung 14.15 Uhr im Foyer. Anmeldung mit Platzangabe unbedingt erforderlich bis spätestens 1. Februar an Frau Pagani, Tel. 292919, oder Frau Baltensberger, Tel. 222893. Abgabe der Plätze in der Reihenfolge der Anmeldungen. Im März keine Veranstaltung.

Bilanz ziehen,

von Zeit zu Zeit – über die Situation in der Familie – kann zur Konfliktvermeidung beitragen, ebenso natürlich das Zeigen von Freude und Anerkennung – möglichst nicht nur in Form von Pauschalabfertigungen an bestimmten Tagen im Jahr. Nichts trägt zum guten Klima so viel bei wie die Äusserung auch der guten Gefühle.

Am Anfang eines neuen Jahres könnte man sich dies eigentlich zum Motto machen – bestimmt könnten viele Konflikte damit vermieden oder zumindest entschärft werden.

Verband: Ria Wiggenhauser-Baumann, Heldstrasse, 8475 Ossingen, Tel. (052) 41 1876.

Redaktion: Madeleine Kist, Birkenweg 3, 4147 Aesch BL, Tel. (061) 78 22 22.

Vom Kochherd bis zum Elektronengehirn

Öffentliche Tagung über Informatik

Informatik, ein Begriff, dem wir täglich begegnen, ohne genau zu wissen, was er alles umfasst! Die rasende Entwicklung der Mikroprozessoren, deren Nutzung und Auswertung Veränderungen ins tägliche Leben bringen, und ihre Folgen für Beruf, Familie und Gesellschaft sind kaum abzumessen.

Den Grundbegriff «Informatik» zu erklären, Einsatzmöglichkeiten und Wirkungen zu diskutieren, sind Zwecke dieser Tagung. Ein frühzeitiges Erkennen der Lage wird helfen, Vor- und Nachteile richtig einzuschätzen.

Datum:

Samstag, 5. Februar 1983

Zeit: 10.30 bis ca. 17.00 Uhr

Tagungsort:

ETH Zürich, Auditorium E7

Einführungsreferate:

Professor Hansjürg May, Uni Bern
Philippe Dreyfuss, Paris

Gruppendiskussionen zur freien Wahl: Schulung:

Grund-, Aus- und Weiterbildung:
Martin Egli; Probleme und Massnahmen:
Alice Moneda; Berufsberatung,
Wiedereinstieg: Ursula Bruderer.

Arbeitsbereich:

Informatik am Arbeitsplatz, Technik

und Einsatzmöglichkeiten: Dr. Norbert Troy; Rationalisierung, Motivation: Marianne Hauser; Informatik in der Verwaltung: Hans Vetsch.

Begleiterscheinungen und Konsequenzen:

Konsumenten: Dr. Eugénie Holliger;
Medien: Dr. M.-Th. Guggisberg; Arbeitsmarkt und wirtschaftliche Folgen: Nationalrat Heinz Allenspach; Anforderungen an die Politiker: Kantonsrätin Lukrezia Sprecher; Privatsphäre, Persönlichkeitsschutz: Dr. Lisa Bener.

Schlussfolgerungen und Empfehlungen nach allgemeiner Diskussion

Leitung: Verena Grendi, Fernsehen DRS.

Tagungskarte (inkl. Mittagessen): Fr. 55.-

Anmeldung mit gleichzeitiger Überweisung von Fr. 55.- auf Postcheckkonto 80-9802, mit dem Vermerk «Informatik», bis spätestens 15. Januar 1983 an das Sekretariat des BSF, Winterthurerstr. 60, 8006 Zürich, Tel. (01) 3630363.

sechs Delegierten des BSF unvermittelt eingehüllt in weisse Labormäntel und Hauben. Sie schlüpfen in weisse Turnschuhe und machen so auf ihrem Spitalrundgang beinahe den Eindruck, als ob sie wirklich auf Visite wären. Besonderes Interesse gilt der Abteilung, in der westliche Medizin und traditionelle Methoden kombiniert werden. Eine Anaesthesie durch Akupunktur konnten wir zwar nicht miterleben, dafür besuchten wir einen ganzen Raum von «sehr» schwangeren Frauen, die den Wänden entlang sassen, die Füsse auf einem Schemel und so plaziert, dass die kleinen Zehen von der Seite her mit heissen Räucherhölzchen «beheizt» wurden. Es handle sich dabei um Fälle, bei denen sich das Kind in Steisslage befinde. Nach zehnminütigen Behandlungen an fünf bis sechs aufeinanderfolgenden Tagen würde sich das Kind in fast allen Fällen in die richtige Lage drehen. Man erzählt uns auch von einer Behandlung extrauteriner Schwangerschaften mit traditionellen Methoden, wobei der Foetus ohne chirurgischen Eingriff zum Absterben und nachfolgender Resorption gebraucht werden könne.

Krippen und Kindergärten

Wie hübsch sie alle sind, diese Kleinen, mit ihren lebhaften, fröhlichen Blicken, wie verständlich, dass sie von ihren Eltern vergöttert werden! Fast alle sind sie Einzelkinder, das versteht sich. In Fabriken und Kommunen erhält die Frau nach dem ersten Kind sechs Monate Urlaub, im Gegensatz zu den 56 Tagen, die sie früher in der Mehrkinderfamilie erhielt (und auch jetzt noch für das zweite Kind erhalten würde). Sie erhält eine Kinderzulage, Krippe und Kindergarten sind gratis, genau wie die ärztliche Betreuung. Soll man auf so viele Vorteile verzichten? In Kanton (heute Kwangchow) haben wir einen Kindergarten für Kinder «ohne Grossmütter» besucht, in einem Haus mit prächtigem alten Garten, wo die Kinder während der Woche auch schlafen. Schon im Alter von drei Jahren beginnen die Kinder zu lernen, welchen fünf Dingen ihre Liebe zu gelten hat: Der Heimat, dem Volk, der Arbeit, der Wissenschaft und der Volksgesundheit. Vierjährige lernen zählen, zeichnen, sich bei Tisch benehmen, singen und tanzen. Disziplin steht an erster Stelle, Mut, Höflichkeit, Schön-

Zu Besuch im Reich der Mitte

Eindrücke der BSF-Delegation

Letzte Folge

Rund um das chinesische Kind

In einer von sieben Erzählungen aus dem Büchlein «Chinese Women Writers» berichtet Wang Anyi, geboren 1954, über das Leben eines armen, mittellosen Ehepaares, dessen einziges Zimmer auf einen belebten Hinterhof Pekings hinausgeht. Eindringlich beschreibt sie die Erschöpfung und Erbitterung, die sich bisweilen einstellen, wenn man pausenlos auf so eng begrenztem Raum mit vielen Menschen leben muss.

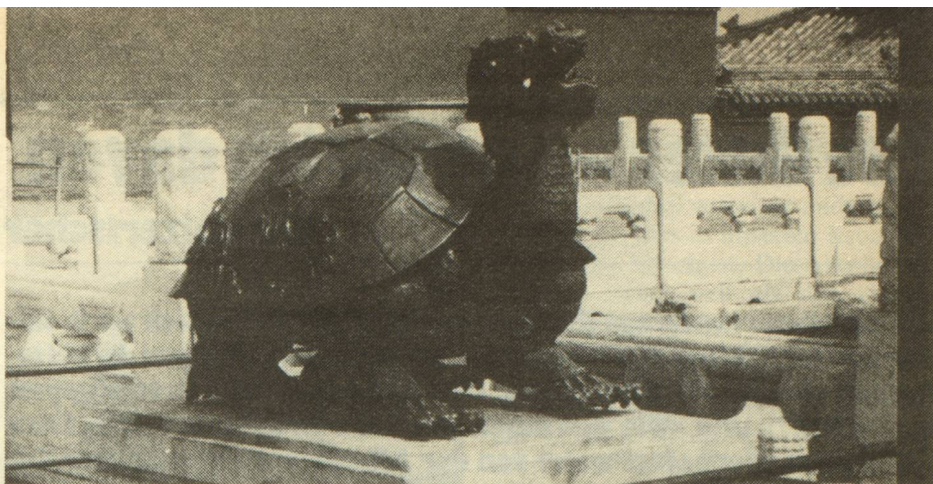
Im städtischen Frauenspital von Shanghai erfahren wir einiges über das Problem mit dem nicht mehr erlaubten zweiten Kind. Alle Register werden gezogen: Familienplanerische Ratschläge, Verhütungsmittel (speziell die Spirale, aber auch chemische Mittel, wobei die Pille allerdings kaum erwähnt wird). Dennoch erfahren wir auf unsere Fragen, dass das Jahresmittel der Abtreibungen dasjenige der Geburten übersteigt (je zwischen 5 und 6 Millionen).

Zu ihrem Erstaunen finden sich die

heit im Benehmen und in der Sprache werden mit besonderer Sorgfalt gelehrt. (Mir kommen ein paar kleine Lieblinge aus meiner Bekanntschaft in Genf in den Sinn, einzelnen davon könnte eine solche Erziehung nicht schaden ...).

In einer Gymnastikschule erleben wir, wie Kinder sich für Höchstleistungen einsetzen. Achtjährige Mädchen arbeiten bis zu fünf Stunden täglich an Stufenbarren, am Balken, am Pferd und trainieren olympische Übungen bis zur Perfektion. Welche Konzentration in diesen kleinen Körpern, welche Leistungsanforderung!

Die Situation der Frau ist schwierig abzusätzlich aufgrund der erhaltenen Zahlen und Berichte. Die Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen soll realisiert sein, Ehen seien stabiler als im Westen (1,5% Scheidungen); Hausarbeiten würden selbstverständlich aufgeteilt zwischen Familienmitgliedern. Ich möchte wünschen, dass dies allgemein zutrifft. Ich möchte wünschen, dass die «Hälfte des Himmels», mit der wir geplaudert, gelacht und diskutiert haben, so glück-



Im Hof des Kaiserpalastes, Peking: Die Schildkröte, Symbol für langes Leben

lich und erfolgreich ist, wie nur irgendwie möglich.

Die Schweizer Frauen kehrten zurück voll mit grosser Bewunderung für diese Frauen, welche zugleich so sanft und stark, so intelligent und energisch sind. Wir werden uns zurückerinnern an Frau Xu, die mit Takt und einzigartiger Feinfühligkeit sich all unserer Probleme annahm, an die kleine Xiahua mit ihrer lebhaften und eindringlicher Art, an die Leute von der Strasse, die uns mit grosser Freundlichkeit begeg-

neten und uns diskret und dienstfertig zugleich beobachteten.

Dieser Aufenthalt hat in uns die langgehegte Hoffnung bestärkt, dass Frauen sich über die Grenzen und Mentalitätsunterschiede hinweg verstehen und dass sie sich überall dasselbe erträumen: Friede, Menschen, die sich mit ihrer Arbeit ernähren können, gesunde und glückliche Kinder ...

Bernadette von der Weid

(Trad. S. Däniker)

Das Berufsbild des BSF

**Winterthurerstr. 60
8006 Zürich**

Eidgenössische Diplomprüfung für Spitalverwaltungsfachleute

1980 hat das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement das Reglement für die Durchführung eidgenössischer Diplomprüfungen für Spitalverwaltungsfachleute genehmigt. Das Reglement wurde zum grossen Teil von der Vereinigung Schweizerischer Krankenhäuser (VESKA) erarbeitet. Die Prüfung wird in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Kaufmännischen Verband (SKV) durchgeführt und entspricht im Stellenwert dem eidg. Diplom für Buchhalter.

Die Diplomprüfung bestätigt den Kandidatinnen und Kandidaten öffentlicher und privater Spitäler, Kliniken und Heime, die sich sowohl in Praxis als auch in Theorie die nötigen Fähigkeiten und gründlichen Kenntnisse erworben haben, dass sie höheren Anforderungen zu genügen vermögen.

Prüfungsstoff

Schriftliche und mündliche Vorprüfung

Grössen und Mechanismen der Volkswirtschaft, Gesundheitswesen, Informationswesen, Krankenhausmanagement, Leistungsorganisation, Personalwesen, Entlohnungssysteme, Betriebspädagogik, Geschichte des Kranken-

hauses, Stellung des Krankenhauses in Gesellschaft und Wirtschaft, Krankenhausplanung, Krankenhaus als Unternehmung, Krankenhaus und öffentliche Verwaltung, Marketing, Methodenlehre, Organisationslehre, Krankenhausführung, Rechtsfragen.

Die Hauptprüfung

kann ein Jahr nach bestandener Vorprüfung abgelegt werden. Dabei werden folgende Fachgebiete geprüft (schriftlich und mündlich):

Krankenhausführung, Planungs- und Kontrollsysteme, Methodenlehre, EDV, Statistik, Projektplanung, Betriebsmittelbereich, Finanzen, Anlagen und Material, Leistungsbereich, Ver- und Entsorgung, Katastrophenplanung und koordinierter Sanitätsbereich, Katastrophenprobleme innerhalb des Krankenhauses, Alarmorganisation, sanitätsdienstliche Organisation, Leistungsbereich, Patienten- und Tarifwesen, allgemeine Übersicht über die medizinischen Fachbereiche, Diagnostik mit den medizinisch-technischen Betrieben, Behandlung mit operativen und nichtoperativen Disziplinen, Physio-, Ergo- und Aktivierungstherapie, Pflege von Akut-, Langzeit-

und Psychiatriepatienten, Sozialfürsorge und Krankenhausseelsorge.

Vorbereitung:

Die VESKA führt sowohl für die Vor- wie auch für die Hauptprüfung Vorbereitungsseminare durch.

Zur Vorprüfung wird zugelassen: wer ein Fähigkeitszeugnis als kaufmännischer Angestellter oder Verwaltungsangestellter gemäss, dem eidg. Reglement über die Lehrlingsausbildung in den kaufmännischen Berufen, oder einen als gleichwertig anerkannten Ausweis mitbringt und eine Verwaltungspraxis im Krankenhaus von mindestens 2 Jahren seit dem Abschluss der Lehre oder der Studienzeit absolviert hat. Für die Hauptprüfung muss sich der Kandidat über fünf Jahre praktische Tätigkeit, wovon mindestens vier Jahre Verwaltungspraxis im Krankenhaus, ausweisen.

Auskünfte über Vorbereitungsseminare, Kosten der Kurse und der Prüfung erteilt: VESKA-Schulungszentrum, Kantonsspital, Haus 26, 5001 Aarau (Tel. 064/216101).

Redaktion: Irène Thomann-Baur
Am Schützenweiher 14
8400 Winterthur
Telefon (052) 229144

Tue Gutes – und sprich davon

Schweizerischer Bund abstinenter Frauen

31 Teilnehmerinnen aus der ganzen Schweiz fanden sich am 9. November im Schloss Münchenwiler zu einer zweitägigen Arbeitstagung ein. Die Themen waren: «Wie können unsere Ortsgruppen überleben?» und «Wie gewinnen wir neue Mitglieder?» Mit Enzo Lorenzetti, Werbefachmann von der Alkoholverwaltung, und Edi Muster von der Schweiz. Fachstelle für Alkoholfragen hatte der Zentralvorstand zwei gut ausgewiesene und an unserer Arbeit interessierte Referenten gewonnen.

Wir wurden mit so viel Wissen überhäuft, dass uns am ersten Abend die Köpfe surrten. Glücklicherweise konnte am zweiten Tag noch einiges verarbeitet werden. Jedenfalls kehrten wir reich befrachtet heim. Mein Bericht über diese Tagung kann nicht vollständig sein; er versucht, das Wichtigste zu erwähnen.

Unser Problem

Das Durchschnittsalter unserer Mitglieder ist sehr hoch. Es gibt Ortsgruppen, deren Mitglieder fast ausnahmslos über 70 Jahre alt sind. Die Ortsgruppen werden kleiner, weil Mitglieder sterben, aber keine neuen nachrücken.

Auf die Frage von Herrn Lorenzetti, ob wir denn glaubten, dass unsere Arbeit auch heute noch nötig sei, kam fast wie aus einem Mund ein überzeugtes Ja. Die Erfahrung zeigt, dass sich wohl Gönnerinnen finden lassen, aber keine Mitglieder.

Wo liegen die Hindernisse?

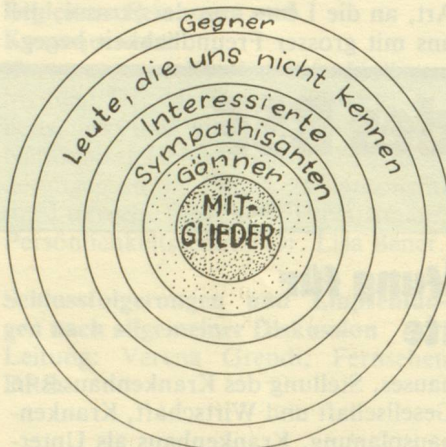
Ein Hindernis ist bestimmt die Abstinenzverpflichtung. Vielerorts fehlt die Einsicht, dass die abstinente Lebensweise einen Sinn und Zweck hat, zudem braucht es Mut zur Abstinenz. Es wird auch immer wieder abschätzig vom «Abstinenzler» gesprochen. Daraus folgt für uns:

Wir müssen ein positives Bild des Abstinenten schaffen. Jede unserer Aktionen muss die Sympathie fördern helfen und nicht das Vorurteil verstärken!

Wo finden wir Mitglieder?

Wir können unsere Mitmenschen nach dem Grad ihres Interesses an unserem Bund einteilen und dies grafisch mit konzentrischen Kreisen darstellen. Mögliche Mitglieder finden wir nicht in den äusseren Kreisen, sondern am ehesten bei den Gönnern und Sympathisanten. Wir müssen also versuchen, die innern Kreise zu verstärken, aus Interessierten mehr Sympathisanten zu gewinnen, die einmal unsere Gönner oder sogar unsere Mitglieder werden. Ferner müssen wir versuchen, die Leu-

te zu erreichen, die uns noch gar nicht kennen, um aus ihnen Interessierte zu machen.



Wie gelangen wir an die Öffentlichkeit?

Von vielen Ortsgruppen wird die Zeitung zum Inserieren von Slogans benutzt. Nun sind sicher nicht alle Ortsgruppen gleich fähig, gute Slogans zu erfinden. Warum nicht diese Werbesprüche von einer Zentralstelle sammeln lassen, die sie dann allen Ortsgruppen zur Verfügung stellt? Das Sammeln könnte auch mit einem Wettbewerb verbunden werden: Wer prägt den besten Slogan?

Und nicht vergessen:

In der steten Wiederholung liegt der Erfolg!

Herr Lorenzetti machte uns auf eine ganz billige Möglichkeit aufmerksam: Bei den Zeitungen entsteht immer wieder leerer Raum, der für Füller gratis zur Verfügung gestellt wird. Es ist also möglich, mit einem kleinen Inserat als **Leerraumfüller** immer wieder zu erscheinen. Es braucht dazu lediglich die Sympathie der Zeitung!

Ein weiteres, erfolgreiches Mittel sind **Leserbriefe**. Sie finden eine breite Le-

erschaft und kosten einen relativ kleinen Zeitaufwand.

Ein Artikel auf der Regionalseite könnte weitere Kreise auf unsern Bund und unsere Ziele aufmerksam machen. Beziehungen zu einem Journalisten oder Redaktor sollten ausgenutzt werden, um einmal auf diese Weise in die Zeitung zu kommen. Wir sollten jedoch nicht nur an die Tageszeitungen als Informationsträger denken. Personalzeitungen, die Coop-Zeitung oder der Brückenbauer haben eine grosse Leserschaft.

Das Radio hat jeden Vormittag eine Sendung mit Hörertelefon. Hier kann sich jeder mit einem Problem oder einem Hinweis telefonisch melden. Diese Möglichkeit sollte von unsern Mitgliedern genutzt werden.

Möchten wir, dass das Radio oder das Fernsehen einmal eine Sendung über unsere Arbeit bringt, müssen wir zunächst eine Zeitlang die Sendungen aufmerksam verfolgen, um das Sendegefäss zu finden, in dem unser Anliegen Platz finden könnte. Dann müssen wir den Kontakt mit dem Ressortleiter aufnehmen. Dies kann z. B. so geschehen, dass man zu einer Sendung Stellung bezieht.

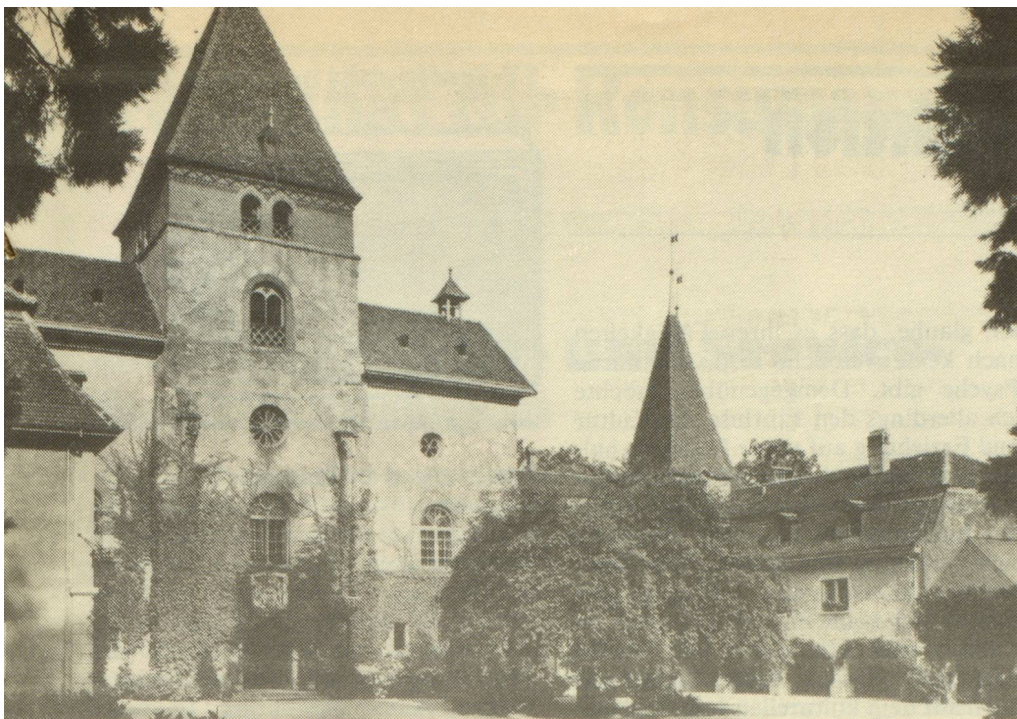
Wer so engagiert ist, dass er sich mit der Unterschrift zur Abstinenz bekennt, sollte auch Briefe an Zeitungen, Radio oder Fernsehen schreiben können!

Eine Ausstellung wäre eine weitere Form der Information. Als Wanderausstellung geplant und ausgeführt, könnte sie allen Ortsgruppen nützen.

Das Zielpublikum

Bei jeder Werbung muss man sich zuerst fragen, wer damit erreicht werden soll. Wollen wir Junge ansprechen, so wird z. B. die Broschüre anders ausfallen, als wenn wir an Ältere denken.

Wir müssen uns ausserdem überlegen, welche Kreise wir mit unserem Anliegen überhaupt ansprechen können. Eventuell ergibt sich eine Zusammenarbeit mit anderen Interessierten. Wenn wir daran denken, dass Abstinenz die Verkehrssicherheit erhöht, wären Automobilisten-Verbände und die Beratungsstelle für Unfallverhütung mögliche Partner. Denken wir an die gesündere Lebensweise des Abstinenten, könnten wir gesundheitsbewusste Leute ansprechen. Propagieren wir die Abstinenz als eine alternative Lebensform, nähern wir uns den Alternativen.



Auch eine Reise von 1000 Meilen beginnt mit einem Schritt.

Schloss Münchenwiler – an diesem zauberhaften Tagungsort hörten und sprachen wir von vielen möglichen Schritten, die uns zu mehr Mitgliedern führen könnten. Nun gilt es, das Gehörte in die Praxis umzusetzen.

Der SBAF übernimmt die Initiative

Eine Methode, eine Aktion möglichst billig und wirkungsvoll durchzuführen: Wir entwickeln eine zündende Idee und suchen einen Partner, der sich davon «anzünden» lässt und viele Leute erreichen kann. Er wird die Aktion auf Grund unserer Idee mit ausdrücklicher Erwähnung unserer Mit Hilfe durchführen. So wird unser Name bekannt, die Aktion selber aber belastet uns nicht gross. Wir sollten darauf achten, dass nicht **wir** uns einspannen lassen, sondern dass wir **andere** einspannen.

Tue Gutes – und sprich davon

Dieser Satz, der uns als ein Grundsatz der Öffentlichkeitsarbeit vorgestellt wurde, machte einiges Kopfzerbrechen. Er passte so gar nicht in unser Weltbild. Das abschreckende Bild des Pharisäers, der sich seiner Taten rühmt, mochte da seine Wirkung getan haben. Als aber ein Mitglied das Wort Jesu erwähnte, dass man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen soll, konnten sich verschiedene mit dem für uns ungewohnten Satz «Tue Gutes – und sprich davon» abfinden. Es geht ja nicht darum, uns unserer Taten zu rühmen. Wir wollen und müssen ganz einfach über unsere Tätigkeit informieren, um die Öffentlichkeit auf unser Gedankengut und unsere Ziele aufmerksam zu machen.

Ausblick in die Praxis

Nachdem wir ein fiktives Beispiel unter der Leitung von Herrn Lorenzetti be-

sprochen hatten, sollten wir in drei Gruppen eine oder verschiedene Möglichkeiten zur Gewinnung neuer Mitglieder ausstudieren. Das Bedürfnis nach Aussprache war aber so gross, dass die gestellte Aufgabe in den Hintergrund gedrängt wurde. Eine Gruppe stellte uns eine mögliche Aktivität vor, wie wir uns Aussenstehenden auf sympathische Art bekannt machen können: mit einem

Ausschank eines Gratis-Aperitifs anlässlich eines Vereinsanlasses (z. B. an einer Generalversammlung), einer Pressekonferenz oder eines Tages der offenen Tür.

Eine kleine Delegation unseres Bundes nimmt an diesem Anlass teil und übernimmt es, gratis einen Aperitif auszuschenken. Auf der Einladung muss vermerkt werden, dass das Getränk vom Bund abstinenter Frauen gestiftet wird. Die anwesenden Mitglieder stehen selbstverständlich für allfällige Auskünfte zur Verfügung. Dank unseren Beziehungen zu gewissen Getränkefirmen dürften die Kosten für eine derartige Aktion in einem kleinen Rahmen bleiben.

Noch viele Fragen, Anregungen und Ideen gingen hin und her. Aber nun, da wir so richtig im Thema drin waren, hiess es aufbrechen. Doch mit Konzeptleitfaden und anderen Papieren ausgerüstet, sollte die Fortsetzung der Arbeit zu Hause in der eigenen Gruppe möglich sein. Und vergessen wir dabei den Appell Lorenzettis nicht:

Ihr müsst die Arbeit hinaustragen! Ihr seid zu sehr im eigenen Kreis befangen!

A. Rüegg

Ein ganz besonderer Geist

So hiess der Film, den uns Herr Lorenzetti vorführte. In diesem Film lernten wir den Alkohol von einer andern Seite kennen, als dies in unserem Kreis normalerweise üblich ist. Die Alkoholverwaltung stellte sich als den grossen Monopolbetrieb vor, der den Alkohol aus dem In- und Ausland ankauft, lagert und weiterverkauft – vor allem an Industrien. Denn der reine Alkohol ist ein wichtiger Rohstoff für ganz verschiedene Fabrikate: für Kosmetika, Heilmittel, Farben, Schiesspulver und Sprengstoffe. Nur ein kleiner Teil wird die Kehle hinuntergegossen. Aber dieser kleine Teil hat seine grossen, den Einzelnen und die Gesellschaft belastenden Auswirkungen. Der Film trat nicht auf diese Problemstellung ein. Er begnügte sich zu sagen, dass wir es in der Hand haben, ob wir den besonderen Geist zum Guten oder zum Schlechten einsetzen werden.

Wussten Sie, dass ...

... der ganze Handel mit reinem Alkohol über die Alkoholverwaltung abgewickelt wird?

... die Alkoholverwaltung vier Pflichtlager unterhält, um in Krisenzeiten die Versorgung mit Alkohol sicherzustellen?

... der meiste Alkohol an Industrien verkauft wird?

... der Alkohol ein wichtiger Rohstoff für verschiedene Fabrikate ist?

... der gesamte Kartoffelanbau und der Obstbau der Alkoholverwaltung unterstellt ist?

... die Alkoholverwaltung nur für gebranntes Wasser, aber nicht für vergorene Säfte zuständig ist?

... Wein und Bier als vergorene Säfte dem Landwirtschaftsgesetz unterstellt sind?

... der Schnaps gewinnbringend verkauft werden muss, die Lockvogelpolitik also verboten ist?

... die Schweizer die grössten Süssmosttrinker der Welt sind?

Redaktion:
Annemarie Rüegg
Hohfurstrasse 23
8408 Winterthur

052/25 60 16

Präsidentin:
Nelli Wenger
Münsterstrasse 62
3006 Bern

Briefe an die Redaktion

Frausein wegemanzipiert?

Betrifft Artikel von Dr. Lüscher in Heft Nr. 11

Nichts gegen Herrn Dr. Lüscher, doch ich wehre mich dagegen, wenn er und andere mir das Frausein wegemanzipieren wollen. Mann und Frau sind nämlich mehr als nur eine «Erfindung» der «Gesellschaft». (Wer hat dann seiner – oder ihrerseits die Gesellschaft erfunden?)

Ich war schon mit zwölf Jahren Feministin, habe mittlerweile alle möglichen Stadien der Emanzipation durchlebt und bin heute, mit fast 30 Jahren, fähig, mein Geschlecht durch sein schlechtes Image hindurch anzunehmen. – Es ist ja nicht das Frausein, das Geschlechtsein an sich, das die Emanzipation nötig gemacht hat, sondern das Verächtlichmachen, das Kleinmachen des weiblichen Geschlechts mit all den Einschränkungen, die damit verbunden waren (eine Frau tut das nicht, eine Frau kann das nicht usw.). Die Emanzipation besteht deshalb zuerst einmal darin, dass sich die Geschlechter wieder annehmen und achten lernen. Alles andere (Liebe, Selbstbestimmung, Interesse) ergibt sich dann fast von selbst!

Wenn wir uns jetzt vom Geschlecht weg entwickeln, sind wir nur den halben Weg gegangen. Mann und Frau sind nicht gleich, sie sind nicht «Partner», sie sind mehr als das! *B. M.*

Warum gibt es keine weiblichen Sexualverbrecher?

Sehr geehrter Herr Professor Lüscher, Ihren Artikel in der letzten Nummer der Zeitschrift «Mir Fraue» habe ich mit grossem Interesse gelesen. Ihre Feststellung, dass es keine weibliche, resp. männliche Psyche gibt, rief mir eine Fernsehsendung, die vor langer Zeit einmal ausgestrahlt wurde, in Erinnerung. Es handelte sich darin um das Phänomen der Hypnose, wobei der Hypnotiseur seinen Patienten in ein oder mehrere frühere Leben versetzt. (Wieviel ich davon halten soll, weiss ich nicht.) Was mir dabei auffiel, war die Tatsache, dass Männer nie das Leben einer Frau nachvollzogen und umgekehrt Frauen nie das Leben eines Mannes. Ob es ein Zufall war?

Ich glaube, dass es ihren Fähigkeiten nach keine weibliche resp. männliche Psyche gibt. Demgegenüber möchte ich allerdings den Einfluss der Kultur und Erziehung auf unser Rollenverhalten nicht so hoch einschätzen. Sie sagen selber, dass bestimmte Eigenschaften hormonabhängig sind, und dass sich hormonal Mann und Frau nachweisbar unterscheiden. – Warum gibt es praktisch keine Sexualverbrechen an Kindern (und Männern?) von Frauen begangen? Basiert dieser Tatbestand auch auf dem kulturellen resp. erzieherischen Einfluss?

Warum ich Ihnen aber schreiben wollte – ich möchte Ihrem Schlusssatz, der mir sehr wichtig scheint, noch etwas beifügen: «Die eigene Identität liegt in nichts anderem, als in dem was ich tue» und wie ich es tue. Selbstverwirklichung bedeutet für mich in hohem Masse die Fähigkeit und Möglichkeit, den eigenen Taten seinen eigenen persönlichen Stempel aufdrücken zu können. Auch in der Art und Weise einer Ausführung (dessen Inhalt wir im Leben nicht immer auswählen können) finde ich meine eigene Identität.

Brigitte Arnold

Etwas Besonderes

Sie hatten recht, die November-Nummer ist etwas Besonderes. Gleich mehrere Artikel bieten so Vieles, dass man sie am liebsten weit herum verbreiten können möchte.

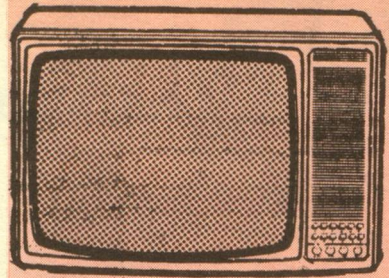
«Meine Identität finde ich in dem, was ich tue und lebe». Man könnte eine ganze Schicksalsphilosophie in den Beitrag von Professor Lüscher hinein- oder aus ihm heraus lesen.

Dr. Klaus Heer, ein Mann also, schrieb einen hervorragenden Artikel über die Hintergründe, die Frauen die Ehe untragbar machen können. Man sollte ihn im Lebenskunde-Unterricht an Mittelschulen behandeln. Dr. M. Boehlens Darstellung der Vorschläge der SP-Frauen für ein neues Scheidungsrecht sind überzeugend, ebenso die 3 Axiome zur Steuer-Belastung für Verheiratete von Prof. Zuppinger.

Ich kann natürlich nicht wie ein Inhaltsverzeichnis weiter aufzählen. Aber ich danke Ihnen ganz besonders für diese besondere Nummer.

Rosmarie Stierlin

TV-Treffpunkt im Januar 1983



Kampf gegen die Einsamkeit

Einsamkeit ist für viele Menschen ein Problem. Am meisten davon betroffen sind wohl ältere alleinstehende Frauen. Die Sendung «Treffpunkt» vom Donnerstag, 27. Januar, 16.00 Uhr, bringt ein Gespräch mit der Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft unverheirateter Frauen, Anny Hamburger. In dieser Organisation geht es auch um die Rechte der alleinstehenden Frau. Im Kinderspital Zürich gibt es eine Gruppe von Frauen, die regelmässig kranke Kinder besucht, um ihnen die Trennung von der meist entfernten Mutter überwinden zu helfen. Nicht nur für die Kinder, auch für die Besucherinnen bietet dieser Einsatz viel Positives. Ein Film stellt den Besucherdienst vor. An vielen Orten der Schweiz sind Clubs für einsame Menschen beiderlei Geschlechts entstanden. Gerade in mittleren Jahren ist die Einsamkeit ein weitverbreitetes Problem. Am Beispiel des Single-Clubs Aargau in Brugg berichtet ein Film über die Aktivitäten der Selbsthilfeorganisation.

Immer dieses Fernsehen

1. So war's doch nicht!

Fernsehen und Wirklichkeit
Montag, 10. 1. 83, 18.30 Uhr

2. Das kann ins Auge gehen

Wirkungen der Medien
Montag, 17. 1. 83, 18.30 Uhr

3. Na, dann gute Nacht ...

Gewalt und Angst
Montag, 24. 1. 83, 18.30 Uhr

4. Wenn ich ein Sheriff wär ...

Idole und Lieblingsinhalte
Montag, 31. 1. 83, 18.30 Uhr

5. Freizeitstress

Medien und Freizeit
Montag, 7. 2. 83, 18.30 Uhr

6. Gute Vorsätze

Umgang mit Medien
Montag, 14. 2. 83, 18.30 Uhr

Treffpunkt für Konsumenten

Für Haushaltsgeräte

Neue Garantie- und Service-Bestimmungen

Seit dem 1. August 1982 ist das neue Merkblatt über Garantie- und Service-Leistungen bei Elektro-Haushaltsgeräten in Kraft, das vom Fachverband Elektroapparate für Haushalt und Gewerbe Schweiz (FEA), in Zusammenarbeit mit der Stiftung für Konsumentenschutz (SKS), herausgegeben wurde.

Der Geltungsbereich des neuen Merkblattes erstreckt sich auf alle Elektro-Haushaltsgeräte, welche die Mitgliedfirmen des FEA in ihrem Verkaufsprogramm führen. Er umfasst:

Grossgeräte: Kühl- und Gefriergeräte, Wasch- und Geschirrspülautomaten, Wäschetrockner, Bügelma-

schinen und -automaten, Kochherde und Backöfen;

Kleingeräte: Küchengeräte, Grillapparate, Staubsauger, Geräte zur Gesundheits- und Körperpflege usw.;

Technische Anlagen: Boiler, elektrische Raumheizungen.

Klare Garantiebestimmungen

Die Garantie, die für sämtliche Produkte während eines Jahres gewährt wird, umfasst bei Grossgeräten das Material, die Arbeit und die Fahrtspesen, bei Kleinapparaten das Material und die Arbeit. Darüber hinaus wird auch auf ersetzte Teile wiederum ein Jahr Garantie gewährt. Bei den technischen Anlagen wie beispielsweise Boiler, elektrische Raumheizungen, gelten darüber hinaus die besonderen Garantieleistungen der einzelnen Firmen, die teilweise beträchtlich längere Garantiedauer zusichern.

Überdurchschnittliche Serviceleistungen

Nur, wer in der Lage ist, Haushaltsgeräte anzubieten, die qualitativ hervorragend, gebrauchstauglich und für eine lange Lebensdauer ausgelegt sind, hat beim schweizerischen Konsumenten eine Chance. Auch erstklassige Serviceleistungen bilden einen entscheidenden Faktor für die Qualität und den Gebrauchswert von Haushaltsgeräten. In jedem Falle lohnt sich vor dem

Kauf eines Gerätes ein kritischer Vergleich. Aufgrund der im neuen Merkblatt festgelegten Service-Verpflichtungen unterhalten die Mitgliedfirmen des Verbandes nämlich einen Kundendienst, der die Funktionsfähigkeit bei Grossgeräten für mindestens 12 Jahre und bei Kleinapparaten, je nach Gerätetyp und Verkaufspreis, für 5 bis 10 Jahre gewährleistet. Überdies haben sich die Verbandsfirmen verpflichtet, den Konsumenten einen Kostenvoranschlag zu unterbreiten, wenn die Reparaturkosten eines Grossgerätes höher als ein Viertel des aktuellen Verkaufspreises sind. Sofern die Reparaturkosten mindestens Fr. 50.- betragen, wird auch bei Kleingeräten ein Kostenvoranschlag erstellt. Der Kostenvoranschlag ist grundsätzlich unentgeltlich; eine Vergütung für dessen Erstellung wird dem Konsumenten nur belastet, wenn dieser zum voraus darauf hingewiesen worden ist.

Bei Reparaturen an Grossgeräten werden im Falle von Serviceleistungen die Arbeitszeit des Monteurs beim Kunden, die Wegpauschale, die ersetzten Teile sowie das Kleinmaterial auf der Rechnung separat ausgewiesen.

Für den Konsument

Das neue Garantie- und Service-Merkblatt trägt dem berechtigten Anspruch des Konsumenten auf eine seriöse und umfassende Information Rechnung. Er kann sich über die Ansprüche orientieren, die ihm bei Garantie- oder Servicefällen zustehen. Das neue Merkblatt kann zu 40 Rappen (Briefmarken) unter Beilage eines frankierten und adressierten Couverts beim FEA Fachverband Elektroapparate für Haushalt und Gewerbe Schweiz, Bahnhofquai 11, 8001 Zürich, bezogen werden.

Umwelt-Preisvergleich

Auch beim Einkauf

Wer umweltbewusster lebt, praktiziert diese Einstellung bereits beim Einkauf von Dienstleistungen und Produkten.

Machen Sie den Umweltpreisvergleich

Ist das Produkt, das Sie gerade kaufen wollen:

- nötig?
- rohstoffsparend hergestellt?
- aus regenerierbaren Stoffen hergestellt?
- solide?
- langlebig?
- reparaturfreundlich?
- wartungsfreundlich?

im Gebrauch:

- sparsam im Energie- und Wasserverbrauch?
- geräuscharm?

wenn es seinen Dienst getan hat und im Müll landet:

- schädlich für die Luft (z.B. in der Müllverbrennungsanlage)?
- schädlich fürs Wasser?
- schädlich für den Boden?

Vergleichen Sie bei Konkurrenzprodukten alle diese Faktoren und nicht bloss den reinen Kaufpreis.

hobby
zyt
Schweizerische
Zeitschrift
für Heimwerker-Bastler

Senden Sie mir eine Probenummer.
Telefon (01) 910 80 16
Verlag Börsig AG, 8703 Erlenbach

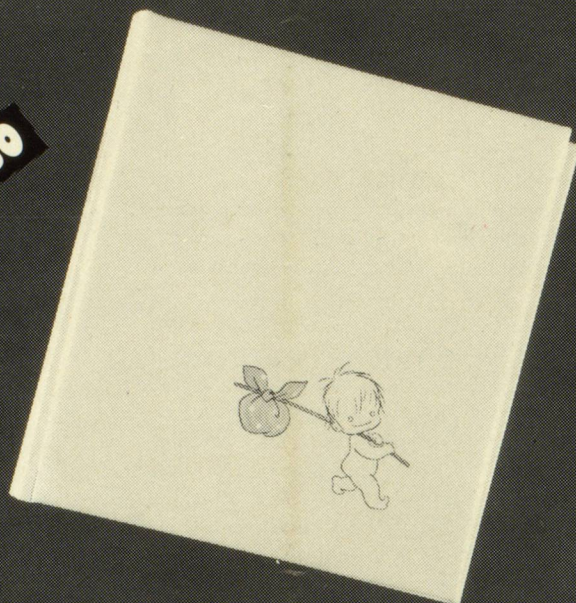
Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Ein ideales Geschenk:

**Vorzugspreis für
unsere Leser Fr. 12.80**



Unser Kind Ein Fotoalbum von bleibendem Wert!

**Ein Fotoalbum, das sich als Geschenk eignet, mit zahlreichen
Abbildungen. Viel Platz und Vordrucke für Angaben, die ein
Kind sein ganzes Leben begleiten. Fr. 19.80**

Bestellung mit diesem Bon bei Börsig AG, Postfach, 8021 Zürich

Name: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Unterschrift: _____